Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 10. März. Nr. 10

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Aussaat. Von R. Emde. — Die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung. I. Von Martha Zietz. — Die Zerstörung Jerusalems in ihrer Bedeutung für Judentum und Christentum. Von W. Nestle. — Die Heimarbeitsausstellung in Berlin. I. Von Gebhardt. — Karneval. — Vom Büchertisch.

Aussaat.

(Die Säeleute.)

Es ist kein Zweifel, die geistige Saatarbeit unserer Zeit bringt bedeutend weniger Ernte, als man trotz der Hemmnisse und Hindernisse des Saatfeldes erwarten dürfte. Was ist schuld daran? Radikale und Nietzscheleute sagen: Das Saatkorn ist nicht mehr keimfähig. Das Christentum ist veraltet; dem Sehnen und Streben der jungen Geschlechter wird es nicht mehr gerecht. Eine neue Weltanschauung! Eine neue Kultur! Ich meine, für jedes unverbogene, vom Fortschrittsfanatismus nicht ergriffene Menschenherz müssen die großen Gedanken des Christentums, muß die hehre Gestalt Jesu ihre lebenschaffende, friedenstiftende Macht behalten. Ich will auch vorwärts, o sicher, ich will vorwärts. Aber mich zwingen die christlichen Ideale in ihre Bahn. Ich weiß und kenne nichts anderes, irgendwie gleichwertiges. So muß ich glauben, die Gegnerschaft gegen das Christentum ist ein Irrtum; sie wird an Kraftlosigkeit sterben.

Warum steht denn aber so verhältnismäßig wenig christliche Ernte in unserem Volke? Zum großen Teil wegen der Säeleute selbst und ihrer Art. Es ist wohlbegründet, daß der Ruf nach Reform der Saatarbeit, des erzieherischen Wirkens jeder Art heute so laut und dringend ertönt. Es könnte manches anders sein; es müßte manches anders sein. Ich will nur kurz von den berufensten Säeleuten sprechen, von Haus und Schule und Kirche. Die drei Namen stellen ein schier unübersehbares Maß von geistiger Saatarbeit dar. Aber wer will behaupten, daß der Erfolg der Arbeit entspreche? Die Arbeit aller drei leidet vielfach an ein und demselben verhängnisvollen Fehler. Alle drei nehmen zu wenig Rücksicht auf die Art und Beschaffenheit des Bodens, den sie bearbeiten. Alle drei erziehen zu viel von außen nach innen, von oben nach unten, nach starrer Regel und Vorschrift; und der Pflug wird nicht anders gestellt, ob es leichter oder schwerer Boden ist. —

Ich spreche nicht von den Häusern, in welchen aus Nachlässigkeit oder aus Grundsatz gar keine wahrhafte Erziehung geübt wird. Sie haben ihren Lohn dahin. Wo nicht gesäet wird, kann auch nicht geerntet werden. Aber bei der ernstesten Erziehung, wie oft versteckt sich da die Liebe hinter der Zucht. Es ist ein elterliches Autokratentum. Der Elternwille gilt als sakrosankt. Er wird allen Kindern gleichmäßig aufgezwungen. „So hat mich mein Vater erzogen, so erziehe ich auch meine Kinder wieder.“ Die Pietät in allen Ehren; — aber Kindesseelen haben eine allzugroße Mannigfaltigkeit, als daß sich eins für alle schicke. Dasselbe harte Wort erdrückt bei dem einen etwas Böses, bei dem andern aber etwas Gutes. Und Kindesseelen haben auch ihr Recht auf freie Luft, um sich nach ihrer Art entfalten zu können. Kinder sollen keine Sklaven sein.

In der Schule übt oft genug Stoffplan und Methode eine harte Tyrannis aus. Die Arbeit des Lehrers ist oft vielmehr darauf gerichtet, daß er den Reglements und Verordnungen gerecht wird, als daß er den Kinderherzen gerecht wird. Bücher statt Leben, Lernen statt Werden! Die Schüler lernen sich mehr in die höheren Klassen hinein, als daß sie hinein wachsen. Gewiß, die radikalen Reformforderungen übertreiben in vielen Stücken und ihr einseitiger Dogmatismus verkennt nicht nur das große und treue Maß von Arbeit, welches in unseren Schulen geleistet wurde und wird, sondern wird auch in seiner Unfehlbarkeit so und so oft blind gegen die in den Dingen und Verhältnissen liegende Vernunft. Allein, hüten wir uns auch davor, uns unbewußt von dem Radikalismus weiter nach rechts drängen zu lassen, als es sich mit dem gesunden Freisinn verträgt. Wir Freisinnigen müssen vorwärts, und darum müssen wir auch freimütig Fehler anerkennen, wo Fehlen sind, und ihre Heilung erstreben. Anders ist keine reichere Ernte zu erwarten.

Unter demselben ernsten Vorwurf, nur noch viel mehr, steht die „Kirche“. Sie vergißt, daß sie neue Geschlechter vor sich hat, denen der Blick weiter und das Herz größer geworden ist. In die Fesseln uralter Glaubensgesetze will sie noch immer ihren freigeborenen Glauben spannen. Und wie es vor fünfhundert Jahren gewesen, so soll es auch heute noch sein. Oft scheint es, als ob Gewissensrechte in der „Kirche“ des Protestantismus eine fromme Sage geworden wären. Wer hat denn Lust, sich den „Glauben“ wider Gewissen und Vernunft anzuquälen? Wie kann's da reiche Ernte geben!

Ja, derselbe verhängnisvolle Fehler auf dem ganzen weiten Saatgebiet. Unsere Erziehungsarbeit ist noch längst nicht genug christlich geworden, ist noch viel zu viel Gesetz, noch viel zu wenig Evangelium. Wie wenig wird's verstanden, in den Herzen statt des starren „du sollst“ das fröhliche „ich will“ zu wecken. Ihr Säeleute alle, mehr Rücksicht auf das Seelenfeld! Gott hat's geschaffen. Die Kraft zu Religion und Sittlichkeit liegt schon darin. Zwinget sie nicht unter eure Art; pfleget und stützet sie in ihrer eigenen Art. Dann wird's Ernte geben. R. Emde.

Die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung.

1. Die Frauenbewegung eine Bildungsfrage.

Das 19. Jahrhundert ist reich an Umwälzungen aller Art gewesen; eine der wichtigsten ist entschieden die von der Frauenbewegung angestrebte. Von welcher weitgehenden Änderung unser ganzes wirtschaftliches Leben dadurch ergriffen würde, wie viele Anforderungen dadurch an die Menschen gestellt würden, zeigt sich wohl nirgends deutlicher, als in dem maßlosen Haß, mit dem jeder kleinste Vorstoß dieser Art von dem größten Teile der Menschheit anfänglich empfangen wurde. Jede und jeder sah seine Interessen geschädigt. Bis dahin war die Frau der Teil der Menschheit gewesen, der in vollkommener Abhängigkeit von dem männlichen Geschlechte stand, zum Schaden beider Teile, denn unbegrenztes Recht und Macht über einen Menschen erzeugt Tyrannen und Sklaven, nicht gleichwertige Geschöpfe. „Die Frau gehört ins Haus", ist ein altes Schlagwort, das in früheren Jahrhunderten, zur Zeit des Faustrechtes, seine Berechtigung hatte. Sie füllte vor der Zeit des Fabrikbetriebes auch ihren Platz im Hause aus und hatte dort ihr Arbeitsfeld. Eine Zeit, die von der Frau spinnen, weben, backen, brauen, Seife kochen, Lichte ziehen, ja oft den ganzen, kümmerlichen Unterricht der Töchter forderte, eine Zeit, in der mehr oder weniger jede Frau, die nicht ein Klosterleben führte, heiratete, konnte es keine Frauenforderungen geben, wie unsere Zeit sie täglich neu stellt. Als dann aber eine Arbeit nach der anderen in den fabrikmäßigen Betrieb überging, als man sah, daß alles billiger und durch die Konkurrenz dann auch schöner angefertigt werden konnte, wenn eine bestimmte Anzahl Menschen sich lediglich der einen Arbeit widmen, als dann Maschinen eine Menge menschlicher Arbeitskraft freigaben, da sahen sich die Frauen eines Tages ihrer alten Arbeit beraubt und waren gezwungen, sich nach neuer umzusehen. Die Frau der unteren Stände ging mit dem Manne in die Fabrik, aber da sie später kam als er, war sie vom ersten Augenblick an nur die unliebsame Konkurrentin, der zudem noch das Odium des minderwertigen Menschen anhaftete, dessen Arbeit, selbst bei gleicher Leistung, wie die der Männer, schlechter entlohnt wurde.

Die Frauen des Mittelstandes und der höheren Gesellschaftsschichten aber wurden zu Ziermöbeln. Unsern weiblichen Vorfahren würde die Schamröte ins Gesicht gestiegen sein, wenn man ihnen ein solches Leben des Müßigganges oder der nutzlosen Arbeit zugemutet hätte, wie es generationenlang von deutschen Frauen geführt worden ist. Wer kennt nicht die nutzlos gehäkelten Spitzen, die Klavier-, Sing- und Malstudien völlig Unbegabter, die öde, jeder geistigen Anregung baren Geselligkeit, die die Stunden, Tage und Jahre dieser Frauen ausfüllten? Als einziger Lebensinhalt die Jagd nach dem Manne, der in nur zu vielen Fällen eine Altersversorgung bedeutete. Und wer kennt nicht noch jene verbitterten, geistig und körperlich schlaffen, unbefriedigten Frauen, die durch ein solches pflichtenloses Leben geschaffen wurden? Im Gegensatz dazu draußen im Leben der Mann, der das Leben kannte, dem es unzählige Pflichten und Arbeitsziele bot, der Kunst und Wissenschaft förderte, der sich im politischen Leben entwickelte, der gerade im 19. Jahrhundert auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Forschens auf bisher ungeahnte Höhen kam und der daheim dann eine Frau des Müßigganges, der Bequemlichkeit, mit beschränktem geistigen Horizonte, mit absoluter Unkenntnis alles dessen, was Leben bedeutet, vorfand. Mußten diese beiden verschiedenartigen Elemente nicht eines Tages aufeinanderplatzen, wenn immer mehr Männer ihre ganze Schaffenskraft und Freudigkeit im großen, öffentlichen und Berufsleben verbrauchten und immer mehr Frauen dem Stumpfsinn verfielen? Aber die deutsche Frau besann sich zur rechten Zeit auf ihre Pflicht, auf das Erbe der Arbeit, das sie von ihren Vorfahren vergangener Jahrhunderte übernommen hatte. Wie Wetterleuchten fielen um die Mitte des Jahrhunderts die Namen von Rahel Varnhagen, Malvida v. Meysenbug, Louise Otto Peters in die Frauenwelt, um sie aufzurütteln. Das einzige Mittel hierfür lag in der Erziehung, durch welche man sie teilhaben ließ an den Geisteserrungenschaften der Kulturwelt. Ch. von Siebold praktizierte schon seit 1817 in Darmstadt als Ärztin, aber es fehlten für die Frauen die Bildungsanstalten, um sich für einen solchen Beruf vorzubilden. Sollte Bildung wirklich Allgemeingut werden, dann mußten Schulanstalten errichtet werden, die auch den Mädchen die Vorbereitung dafür angedeihen ließ. Was in Frankreich schon lange durch Fénelon und Frau v. Maintenon angebahnt wurde, eben solche Mädchenbildungsanstalten, das streckte jetzt auch in Deutschland seine zagenden Fühlhörnchen mit der 1865 unter Leitung von Louise Otto-Peters erfolgten Gründung des Leipziger Frauenbildungsvereins aus. Es war dieses der erste Schritt zu einem systematischen Vorgehen. Schon vorher war in Hamburg eine Hochschule für Frauen unter Leitung von Professor Fröbel und unter Hülfe von Emilie Wüstenfeld und Malwide von Meysenbug entstanden, die aber infolge der politischen Wirren ein schnelles Ende fand. Man kann wohl sagen, daß der erste Schritt zur Befreiung der Frau die Kenntnis des Alphabetes war; freilich, ein bißchen lange dauerte es dann, bis sich dem die Forderung nach gleicher Bildung mit den Männern anschloß, aber sie kam. Sie kam dann so urplötzlich, wie das Hervorquellen eines Quells aus dunkler Felsenspalte. Die Frauen selbst begriffen zuerst garnicht, wie schön das Leben sein könne, wenn nun alles, was Menschengeist in seiner größten Schönheit geschaffen, auch ihnen gehöre; ja, sie waren teils so befangen von der untergeordneten Stellung, die sie jahrhundertelang gedrückt hatte, daß ihnen angst wurde, daß sie selbst im Verein mit den Männern jene ersten Verkündigerinnen eines neuen Lebens verurteilten. Ängstlich war das Leben ihnen ferngehalten worden, konnten sie jetzt die volle Wahrheit vertragen? Auch hier bewies sich die Richtigkeit des Wortes: die Wahrheit wird euch frei machen.

Zwei und einhalb Prozent aller vom Staate ausgesetzten Mittel zu Lehrzwecken werden für die Mädchenbildung verwendet, 97½ Prozent für die Knabenbildung; so niedrig schätzt der Staat noch heute die Frauen ein, die Frauen, die ein neues Geschlecht erziehen sollen und ein gegenwärtiges mit den Gaben des Geistes und der Seelenhoheit emporziehen sollen, die Frauen, an die täglich infolge der veränderten sozialen Verhältnisse mehr und mehr die Forderung eines Berufes herantritt; tritt die Frau aber schlechter vorbereitet als der Mann in einen Beruf, so schafft sie überall eine Unterbietung des Lohnes; daher muß mit Recht gefordert werden, daß die Frauen für alle Berufe die gleiche Bildung, wie sie der Mann heute hat, mitbringt. Der ganzen Lage der Dinge nach waren die Frauen vorläufig zur Selbsthülfe gezwungen. Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium, der in achtzehn Ortsvereinen seine Tätigkeit über ganz Deutschland ausgedehnt hat, hat erreicht, daß Mädchen sich jetzt ungefähr in zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Anstalten auf das Studium vorbereiten können; diese Anstalten werden teils aus Vereinsmitteln, teils mit einer Staats- oder Stadtsubvention, teils aus eigenen Mitteln erhalten. Die erste Anstalt waren die Gymnasialkurse, welche Helene Lange, eine der bedeutendsten Führerinnen der Frauenbildung, im Jahre 1893 in Berlin eröffnete, dann folgten Anstalten in Karlsruhe (jetzt von der Stadt mit staatlicher Subvention übernommen), Baden-Baden, Mannheim, Hannover usw. In Stuttgart unterstützen das Herrscherpaar, sowie Staat und Stadt das Mädchengymnasium. In Württemberg ist ein besonders lebhaftes Interesse für die Frauenbildung. Hier, wie auch in Baden und neuerdings im Großherzogtum Oldenburg erlaubt man den Mädchen den Besuch der Knabenschulen. Man folgt damit einem Beispiel der nordischen Ländern, deren Schulen für Conducation Björnson in seinem „Thomas Rendalen" ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Knaben und Mädchen werden sich nicht schon von frühester Jugend an entfremdet, sondern die gemeinsamen Lernjahre bringen sie einander geistig näher. Kleinere Städte und Staaten werden aber oft überhaupt nur die Mittel für die Unterhaltung eines Gymnasiums aufbringen und da nach dem erfahrungsmäßigen Urteile aller derartiger Schulen sich absolut keine Mißstände aus dieser gemeinsamen Erziehung ergeben, so dürften wohl mehr und mehr Schulen sich für Conducation entschließen. Vor allen Dingen darf man keine gesonderten Universitäten fordern, wenn den Studentinnen nicht von vornherein das Odium des zweitklassigen Menschen anhaften soll. An den Universitäten der süddeutschen Bundesstaaten können Frauen imatrikuliert werden, während alle anderen deutschen Universitäten die Frauen nnr als Hörerinnen dulden. Für die nicht akademischen Berufe, wie z. B. für das Handelsfach, werden Fortbildungsschulen mit obligatorischem Besuche gefordert; überall müssen die Frauen ihre ganze Geduld bei der Erreichung dieser Forderungen anwenden. Gibt man den Frauen die Gelegenheit, alles zu lernen und zu erforschen, dann kann man sie auch mit ihrer Tätigkeit nicht, wie bisher, an einige, wenige Berufe fesseln; jeder Mensch kommt mit bestimmten Gaben und Talenten ins Leben, die er ausbilden soll und in deren Vervollkommnung er sein Glück und seine Befriedigung findet und nach Gottes Willen, der ihm diese Gaben verleiht, auch finden soll. Aber die Frauenbildung soll nicht nur auf einen bestimmten Beruf zugeschnitten sein; das ganze Leben der Frauen soll unter dem Gesichtspunkte der verbesserten Bildung stehen; sie sollen ihren Platz im Leben ausfüllen mit dem ganzen Ernste einer Persönlichkeit. Die Frauen sollen empfinden lernen, daß sie große Pflichten im Leben haben, die nicht spielend und unwissend erledigt werden können, sondern die mit Energie und Kenntnis aller Lebensgebiete erfaßt und durchgeführt werden müssen. Einen großen Nutzen würden daher vor allen Dingen alle Ehen durch verbesserte Frauenbildung haben. In wie ganz anderer Weise kann dann von Interessengemeinschaft der Ehegatten die Rede sein. Mann und Frau können sich dann gegenseitig, nach dem Eheideal von Stuart Mill, heben und anregen. Der Arbeiter, der Mann des Mittelstandes, heiratet heute die ihm an Bildung gleichstehende Frau; der gebildete Mann höherer Stände heiratet eine geistig unter ihm stehende Frau, er schließt eigentlich, scharf ausgedrückt, immer eine Mesallianz. Den größten Nutzen von einer besseren Frauenbildung würden die Kinder haben. Je mehr ein Mensch im Leben gelernt hat, je mehr er auf verschiedenen Gebieten wirklich recht gearbeitet hat, um so besser versteht er seine Zeit richtig einzuteilen. Die moderne Frau würde nicht ihre alleinige Tätigkeit im Hausstande finden wollen, aber der Hausstand soll deshalb nicht schlechter geführt sein. Zum Glück einer Familie gehört auch mehr; es gehört dazu die Mutter als Leiterin und Stütze der heranwachsenden und erwachsenen Kinder, auch der Knaben. Das harte, aber leider oft nur zu gerechtfertigte Wort: „Mutter, davon verstehst du nichts", muß verschwinden und einem unbegrenzten Vertrauen zur Urteilsfähigkeit der Mutter Platz machen.

Daher: Zum Besten unserer ökonomischen Verhältnisse, zum Besten unserer Frauen, unserer Familien müssen wir eine bessere Frauenbildung fordern. Martha Zietz.

Die Zerstörung Jerusalems in ihrer Bedeutung für Judentum und Christentum.

Wer in Rom vom Forum nach dem Kolosseum geht, den führt noch heute der Weg durch den prächtigen Triumphbogen, den der Senat dem Kaiser Titus, dem Zerstörer Jerusalems, nach dessen frühem Tode errichten ließ. Seine Innenseiten schmücken zwei Reliefplatten, deren eine den Sieger auf dem vierspännigen Triumphwagen zeigt, während wir auf der anderen eine Szene aus dem ihn begleitenden Zuge erblicken: zwei Gruppen von Männern, die, unter Voranschreitung von Musikern, den Schaubrottisch und den siebenarmigen Leuchter, die kostbarsten Beutestücke aus dem Tempel zu Jerusalem, dem Volk zur Schau auf ihren Schultern tragen. Und wie es eine sinnige Sitte der römischen Kaiser war, wichtige Ereignisse ihrer Regierung auf ihren Münzen zu verewigen, so besitzen wir noch zahlreiche Gold-, Silber- und Kupfermünzen des Vespasian und Titus, auf deren Rückseite eine trauernde weibliche Figur dargestellt ist, die mit auf den Rücken gebundenen Händen am Fuß eines Palmbaums oder auch eines Siegesdenkmals sitzt, und die dabei stehende Inschrift belehrt uns, daß sie die „Judaea capta", die Personifikation des überwundenen Judenvolkes ist, dessen Hauptstadt nach heißem Kampf und heldenmütiger Verteidigung am 10. August[1]) des Jahres 70 n. Chr. erobert wurde, wobei auch der herrliche, von Herodes erbaute Tempel in Flammen aufging.

Früher wurde man in den Schulen gelehrt — und der Laie stellt es sich wohl gewöhnlich auch jetzt noch so vor —, diese Zerstörung Jerusalems habe die Zerstreuung der Juden in der Welt zur Folge gehabt. Diese Auffassung ist ganz verkehrt. Zwar wurde allerdings dem Judentum als geschlossener Nation durch die Vernichtung seiner Hauptstadt ein Ende gemacht; auch hatte der Krieg große Opfer an Menschenleben gefordert und 97 000 Juden wurden von Titus in die Sklaverei verkauft. Aber völlig falsch ist die Meinung, als hätten erst jetzt die Juden begonnen, ihre Heimat zu verlassen und sich in der Welt auszubreiten. Diese wird schon durch die Apostelgeschichte hinreichend widerlegt. Wann diese auch verfaßt sein mag, jedenfalls gibt sie ein vollständig zutreffendes Bild der Verbreitung des Judentums im römischen Reich schon vor Jerusalems Zerstörung, wenn sie den Paulus in jeder größeren griechischen Stadt und nicht am wenigsten in Rom eine Judengemeinde mit Synagoge antreffen läßt. Der griechische Geograph Strabo und der römische Philosoph Seneca, der Lehrer Neros, bezeugen uns dasselbe. Man hat berechnet, daß damals im ganzen römischen Reich etwa 4 bis $4^1/_2$ Millionen Juden lebten, von denen aber nur ungefähr 700 000 in Palästina selbst wohnten, während alle übrigen auf die Diaspora kamen. Am zahlreichsten waren sie nächst Syrien in Ägypten, wo ihre Zahl von einem ihrer bedeutendsten Gelehrten, Philo von Alexandria, auf eine Million geschätzt wird und wo sie von den fünf Stadtteilen der genannten Weltstadt zwei fast ausschließlich bewohnten. Für die Judengemeinde in Rom darf man auf Grund verläßlicher Angaben mindestens 10 000 Seelen rechnen. Die Politik der römischen Kaiser gegenüber dem Judentum war ziemlich gleichmäßig und verfolgte den doppelten Grundsatz, die Juden in ihrer Heimat aus politischen Gründen möglichst rücksichtsvoll zu behandeln, dagegen sonst im Reich sie niederzuhalten. Auf Grund einer Stiftung des Augustus rauchte täglich auf dem großen Brandopferaltar des Tempels „dem höchsten Gott" das Opfer eines Stieres und zweier Lämmer. An der Marmorschranke, die den inneren Tempelraum abgrenzte, standen in griechischer und lateinischer Sprache Warnungstafeln, die dem Nichtjuden das Betreten des Heiligtums bei Todesstrafe verboten. Eine derselben ist noch erhalten. Die römischen Truppen waren mit Rücksicht auf die Bilderscheu der Juden angewiesen, wenn sie in Jerusalem Dienst hatten, die Feldzeichen mit den Kaiserbildern in Cäsarea zu lassen. Auch außerhalb Palästinas wurden die Juden an der Ausübung ihrer Religion nicht gehindert und waren z. B. von der Teilnahme am Kaiserkult ausdrücklich entbunden. Kam es aber irgendwo zu Unruhen, so schritt die Regierung unter Umständen mit Gewalt ein, wie z. B. Tiberius im Jahr 19 und Claudius im Jahr 49 (Apostelg. 18, 2) die ganze Judenschaft aus Rom verwies, freilich ohne dauernden Erfolg. Daß der Cäsarenwahnsinn des Caligula auf den Gedanken kam, die Kaiserstatue im Tempel von Jerusalem

[1]) So Mommsen, Röm. Gesch. V. 537; andere berechnen den September als Monat der Eroberung.

aufstellen lassen zu wollen, darf nicht als für die römische Politik bezeichnend angesehen, sondern kann nur pathologisch beurteilt werden. Aber bedeutsam ist es, daß die Judenschaft von Alexandria damals eine Gesandtschaft mit Philo an der Spitze zu dem Kaiser nach Rom schickte, welche die Zurücknahme der beabsichtigten Maßregel erbitten sollte und dies, wahrscheinlich auf die Fürsprache des mit Caligula persönlich befreundeten Königs Agrippa, auch wirklich erreichte. Daß der Einfluß der Juden in die höchsten Kreise und bis in den Kaiserpalast selbst reichte, beweist der Umstand, daß es dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus im Jahr 63 gelang, die Freilassung einiger seiner Landsleute durch Vermittlung der Kaiserin Poppäa Sabina bei Nero zu erwirken; ja es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die sog. Neronische Christenverfolgung auf jüdische Einflüsterungen zurückzuführen ist, wie denn Tertullian die Synagogen geradezu als „die Quellen der Verfolgungen" bezeichnet hat.

Weit größer als die politische war aber die geistige Bedeutung des Judentums. Schon im 3. Jahrhundert v. Chr. war in Alexandria die Übersetzung des Alten Testaments in die griechische Weltsprache entstanden, angeblich von 70 Gelehrten gemacht und daher „Septuaginta" genannt. Diese hatte viel dazu beigetragen, das Judentum in der hellenistischen Welt bekannt zu machen und dieses hatte seinerseits in dem neuen Gewand, das es angezogen, in mancher Hinsicht ein anderes Aussehen bekommen. Man hat geradezu von einer Hellenisierung des jüdischen Monotheismus gesprochen. Nur ein kleiner, aber bezeichnender Zug aus jener Uebersetzung sei hier angeführt: der bekanntlich für die Juden unaussprechbare Gottesname Jahveh wurde nicht durch das hebräische „Adonai", das die Juden dafür lasen, ersetzt, sondern durch das griechische „Kyrios" (Herr). Das änderte den ganzen Charakter der Gottesvorstellung: „Die Bibel, deren Gott Jahveh heißt, ist die Bibel eines Volkes; die Bibel, deren Gott Kyrios heißt, ist die Weltbibel."[2]) Mit dieser Weltbibel in der Hand machten nun die Juden für ihre Religion Propaganda und suchten Proselyten unter den Heiden zu gewinnen. Wie eifrig sie auf den Seelenfang ausgingen, lehrt ein herbes Wort Jesu darüber (Matth. 23, 15). Auf hellenischer Seite kamen ihnen mannigfache, dem Monotheismus zustrebende Richtungen der Philosophie entgegen und so konnte den Griechen das Judentum als die philosophische Religion erscheinen und angepriesen werden. Die Gemeinden, die sich um den Kult „des höchsten Gottes" und des Gottes „Sabbatistes" vereinigten, über deren Vorhandensein uns neu gefundene Inschriften unterrichteten, waren jedenfalls jüdisch beeinflußt. Andererseits hat auch das Judentum Elemente der hellenistischen Bildung in sich aufgenommen, und Männer wie Josephus und Philo sind lebendige Beispiele dieser Kulturvermischung. Es ist klar, daß dieses Judentum der Diaspora mancherlei Bräuche und Sitten aufgeben mußte, die für den in Palästina und gar in Jerusalem wohnenden Juden unerläßlich waren: man denke nur an die streng genommen allein vollgültige Anbetung Jahvehs im Tempel von Jerusalem! Den Proselyten gegenüber mußte vollends das kultische Zeremoniell zu Gunsten der Anerkennung des monotheistischen Gedankens und der sittlichen Forderungen der Religion zurücktreten. Die Beschneidung wurde von den Proselyten nicht verlangt. So war denn die Verbreitung der Juden in der Welt und die „Entschränkung" des Judentums, wie man die Reduktion dieser Religion auf ihren Kern zwecks der Gewinnung der Heiden genannt hat,[3]) längst vollzogen, ehe Jerusalem von Titus zerstört wurde.

In dieser Hinsicht also war die Zerstörung der heiligen Stadt und des Tempels nur das letzte Glied in der ganzen bisherigen Kette der Entwicklung. Dagegen wurde allerdings dadurch das Judentum politisch vernichtet und es war eine

[2]) A. Deißmann, Die Hellenisierung des semitischen Monotheismus (1903) S. 14.

[3]) A. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten (1902) S. 1 ff.

bittere Parodie, daß die Entrichtung der Tempelsteuer nun auf den kapitolinischen Jupiter und dessen Stellvertreter auf Erden, den römischen Kaiser, übertragen wurde. Und nun, nachdem das lokale Nationalheiligtum zerstört war, konzentrierte sich der ganze Patriotismus des Judentums auf das Heiligtum, das ihm noch geblieben war, auf sein heiliges Buch, das Gesetz. Die Tätigkeit der Rabbiner wirft sich jetzt mit verdoppeltem Eifer auf die Einzelausführung der religiösen Lehren und zeremoniellen Vorschriften, wie sie im Talmud niedergelegt ist, und diese war geeignet, den Gegensatz zwischen Juden und Nichtjuden, der sich einigermaßen abzuschleifen begonnen hatte, wieder zu verschärfen.

Über den Beschluß, der die Frage der Zerstörung des Tempels betraf, haben wir einen doppelten Bericht. Nach Josephus soll Titus geäußert haben, er führe gegen Menschen, nicht gegen Gebäude, Krieg, und in seinem Kriegsrat wäre beschlossen worden, den Tempel zu schonen. Nach einer anderen Nachricht, die wahrscheinlich auf den verlorenen Teil des Geschichtswerks des Tacitus zurückgeht, hätte Titus mit seinem Kriegsrat beschlossen, den Tempel zu zerstören, weil er der gemeinsame Mittelpunkt der Juden und der Christen sei und in der Hoffnung, dadurch den „Aberglauben" der Juden und der Christen mit der Wurzel auszurotten. Im ersteren Falle wäre also die Zerstörung des Tempels nur das Werk des blinden Wütens der entfesselten Soldateska, im zweiten der Ausfluß einer wohl berechneten Politik gewesen. Das letztere ist entschieden wahrscheinlicher. Daß Titus in Beziehung auf die jüdische Religion seinen Zweck nicht erreicht hat, haben wir gesehen. Ebensowenig gelang ihm dies in Hinsicht auf das Christentum. Daß die Zerstörung Jerusalems und des Tempels auch auf die Christen einen tiefen Eindruck gemacht hat, zeigen die eschatologischen Reden, die unsere Evangelien Jesu in den Mund legen und in denen oft die Zerstörung Jerusalems mit der Erwartung des Weltuntergangs in Eines zu verschwimmen scheint. Und das ist begreiflich: Denn die Christengemeinde in Jerusalem hatte sich noch keineswegs vom Judentum losgelöst. Sie sah in der Erscheinung Jesu viel mehr die Erfüllung des Gesetzes und der Weissagungen der Propheten, als einen Gegensatz dazu. Der Tempel ist auch ihr Heiligtum, wie uns die ersten Kapitel der Apostelgeschichte deutlich zeigen, wenn es dort heißt (2, 46), daß „sie täglich einmütig ausharrten im Tempel", daß Petrus und Johannes „hinaufstiegen in den Tempel zur Gebetsstunde" (3, 1), daß sie dort predigten „in der sogenannten Halle Salomos" (3, 11), daß sie dort verhaftet wurden und nach ihrer Freilassung sofort wieder ihre Tätigkeit daselbst aufnahmen (4, 1 ff.; 5, 42). Titus dachte also ganz richtig, wenn er mit der Zerstörung des Tempels auch die Christen zu treffen glaubte. Aber die Folge der Katastrophe war für das Christentum eine ganz andere, als er berechnet hatte. Es wurde durch die Zerstörung Jerusalems genötigt, von dem nationalen Boden des Judentums sich loszulösen und die Schranken, die ihm bisher als einer jüdischen Sekte gezogen waren, zu sprengen. Gerade der Name „Christen" ist ja erst auf heidnischem Boden, in Antiochia, aufgekommen (Apostelg. 11, 26). Hatte schon die Zerstreuung der Christen, die sich an die Hinrichtung des Stephanus anschloß, so bedeutende Folgen, so mußte die Zerstörung Jerusalems noch viel befreiender wirken. Bestand bisher innerhalb der christlichen Gemeinde ein Gegensatz in der Frage der Ausdehnung der Verkündigung des Evangeliums auf die Heidenwelt und die Stellung der übergetretenen Heiden zum jüdischen Gesetz, so war jetzt das Christentum aus den beengenden Mauern Jerusalems hinausgetrieben und es mußte dies notwendig der im Gegensatz zu Petrus von Paulus vertretenen freieren und weiterblickenden Auffassung des Christentums zu gut kommen. Hatte Paulus die Umgestaltung des Christentums aus einer jüdischen Sekte zur Weltreligion angebahnt, so hat die Zerstörung Jerusalems diese Entwicklung weiter gefördert und besiegelt. Titus hat somit auch hinsichtlich des Christentums das Gegenteil von dem erreicht, was er beabsichtigt hatte.

Für das Judentum bedeutete demnach die Zerstörung Jerusalems nicht den Anfang sondern den Abschluß seiner Zerstreuung in der Welt und zugleich allerdings das Ende der politischen Existenz des Volkes, die wieder herzustellen trotz erneuter Kämpfe nicht mehr gelang. Für das Christentum aber bedeutete sie die endgültige Loslösung vom Judentum. Die Tat der Befreiung vom jüdischen Gesetz, die Paulus von Tarsus auf geistigem Gebiet vollzog, förderte Titus wider Willen und ohne es zu wissen durch die Vernichtung des Nationalheiligtums. Mit vollem Recht hat daher Kaulbach die Zerstörung Jerusalems in den Cyklus der weltgeschichtlichen Bilder aufgenommen, womit er das Treppenhaus des Neuen Museums in Berlin schmückte, und auf diesem Gemälde auch die fliehende Christengemeinde dargestellt, wie sie, von Engeln geleitet, auszieht, hinter sich die rauchenden Trümmer der jüdischen Hauptstadt und ihres Tempels, hinaus in die unbekannte Welt, aus der Enge in die Weite, aus der Gebundenheit in die Freiheit, einig mit dem Apostel in dem Entschlusse (Phil. 3, 13): „Was dahinten ist, vergesse ich, ich greife aus nach dem, was vor mir ist."

Schöntal. W. Nestle.

Die Heimarbeitsausstellung in Berlin.

I.

„Heim" und „Arbeit" getrennt ist mir's heilig, vereint abscheulich. Denn Heimarbeit ist ja die Arbeit, die zwar im Heim verrichtet wird, aber das Heim vernichtet. So wird aus dem Heim die Arbeitsstube, in der die Familie sich nicht miteinander freut, sondern eigentlich nur miteinander arbeitet. Mann, Frau, Kinder, alles arbeitet. Stumpf und dumpf vollbringt der einzelne alltäglich immer dieselben Handgriffe. Und die übermäßige Arbeitszeit wird schlecht gelohnt. Denn eben die billige Arbeit ist ja Heimarbeit. Also muß man unwillkürlich mit ihr verbinden die Gedanken an blasse Gesichter, Unterernährung, Kurzlebigkeit, Schwindsucht, Hunger und Kummer.

Unter den Linden 38 ist wochenlang — bis zum 25. Februar — die alte Akademie für die Produkte der Heimarbeit aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes eingeräumt gewesen. Zwei bis dreitausend Besucher sind täglich an den Schöpfungen der fleißigen Armut vorübergegangen. Hunderttausend Besucher werden die Ausstellung im ganzen besichtigt haben. Ein eigentümlicher Ort: Gegenüber liegt das Schloß des alten Kaisers. Nebenan die Universität. Merkwürdige Gedanken bewegen die Seele der Besucher. Sie kommen meist aus den Kreisen der gewerkschaftlich Organisierten. Aber auch Posadowsky, auch die Kaiserin ist dagewesen.

Die Kaiserin und der Minister sollen erstaunt und entsetzt gewesen sein. Es ist das Allgemeingefühl aller Besucher. Es schwirrt in der Luft von Seufzern, Mitleid, Entsetzen. Bei den Erzeugnissen der Tabakindustrie, deren Bearbeitung mit 8 bis 23 Pfennigen die Stunde bezahlt werden, hörte ich aus der dichten Zuschauermenge: „Und da soll nun noch etwas zu holen sein!" Die beabsichtigte Steuer war gemeint, und ich ließ mir erklären, daß selbstverständlich eine erhöhte Tabaksteuer die Verringerung der Löhne zur Folge habe.

Veranlaßt ist die Ausstellung infolge des Heimarbeiterkongresses, der vor zwei Jahren stattgefunden hat. Infolge der damals gewonnenen Eindrücke hat der Verein für Sozialpolitik im Bunde mit den Gewerkschaften das Werk zustande gebracht. Neben der praktischen Nationalökonomie, die sich hier aus Bildern, Waren, Löhnen und Warenpreisen studieren ließ, haben eine Anzahl Redner in abendlichen Vorträgen die Besucher über das Wesen der mancherlei Heimarbeit aufgeklärt. Unter ihnen Professor Sombart, Gustav Schmoller, Friedrich Naumann, Pastor a. D. Göhre und andere Sozialdemokraten, auch Frauen.

Der gute Zweck hat die verschiedenen zu schöner Einmütigkeit verbunden. Recht so. Menschlicher Not gegenüber gehören alle Menschen zusammen.

Der Zweck ist der, die Öffentlichkeit über dies dunkelste Deutschland aufzuklären, daß viel mehr Menschen als bisher sich um die Beseitigung dieser Not bemühen. Es ist ja doch leider wahr, daß die eine Hälfte der Menschheit nicht weiß, wie die andere lebt. Hier sollte und konnte sie es lernen. Und ich denke, viele haben es gelernt.

Vielerlei war zu sehen: Korbwaren aus Oberfranken, Schuhe aus Schlesien, Flitterwaren aus dem Spessart, Spielsachen aus dem Erzgebirge, Schmiedearbeit aus Westfalen, Bleistifte aus Nürnberg, auch viel Heimarbeit aus Berlin, Perlenketten, Wäsche, Kleider, Puppen, Lederwaren, Papierwaren usw.

Wer nach den ergreifenden Schilderungen der Tageszeitungen mit der Erwartung hinging, nur schlechtest bezahlte Arbeiten zu sehen, sah sich angenehm enttäuscht. Der Lohn der Heimarbeit ist ganz verschieden, je nach Art der Waren, ihrer Herkunft, auch nach dem Grade der Geschicklichkeit der Verfertiger. Die traurigen Löhne im Erzgebirge, im Spessart, in Oberfranken sind nicht allgemein. In anderen Gegenden sind sie wesentlich höher. In manchen Gegenden und bei manchen Waren gehört der Begriff entsetzlicher Armut nicht notwendig zur Heimarbeit hinzu. Auch innerhalb des einen Produktionszweiges zeigen sich erhebliche Unterschiede: Die Korbwarenindustrie in Oberfranken gewährt Stundenlöhne von $7^1/_2$ Pfennig bis 32 Pfennig. Im Spessart verdienen die Heimarbeiter 10 bis 40 Pfennige für die Stunde. Der deutsche Kürschnerverband kennt Löhne von 10, aber auch von 50 Pfennigen. Der Gewerkverein der deutschen Schuhmacher notiert Stundenlöhne von 10 Pfennig, aber auch von 55 Pfennigen.

Man sieht, es ist keine Mache. Keine tendenziöse Zusammenstellung der geringsten Löhne. Die Wahrheit soll zu Worte kommen.

Um so erschütternder ist aber nun das Bild der Wirklichkeit: Da berichten uns die Sattler von einem Stundenlohn von $7^1/_2$ Pfennigen für die Herstellung von Schulmappen. Der deutsche Metallarbeiterverband klärt uns darüber auf, daß bei der Herstellung von Fischangeln für das Anbiegen von tausend Haken 5 Pfennig gezahlt werden, für die Anfertigung von tausend Ösen 10 Pfennig. Für die Herstellung von Spielsachen werden im Erzgebirge 2, $2^1/_4$, $2^1/_2$, 4, 5 Pfennig, sehr selten mehr bezahlt. In Berlinchen verdienen die Stuhlflechter 3 Pfennig. Spitzen im Erzgebirge bringen $1^1/_2$ Pfennig. Die Perlenketten der keramischen Industrie bringen 1—2, 3, höchstens 6 Pfennig.

Berlin. Gebhardt.

Karneval.

Wenn dieses Blatt den Lesern des Protestantenblattes in die Hände kommt, hat sich wieder einmal wie alljährlich im Westen und Süden unseres Vaterlandes, also hauptsächlich in den katholischen Gegenden, die Karnevalszeit vollendet, die in dem dreitägigen Volksfeste, dem eigentlichen Karneval, diesmal vom 25.—27. Februar, gipfelt. Am tollsten ist dieses Treiben wohl am Rhein, und die Rheinländer, wenigstens die Freunde des Karnevals in den rheinischen Großstädten, stellen dies Treiben dar als den Ausfluß echt rheinischen Frohsinns und Humors. Man kann sich vom Hörensagen kaum eine Vorstellung des karnevalistischen Treibens bilden und der Norddeutsche, kühleren Verstandes und weniger impulsiv als der Rheinländer, vermag dem Treiben, wenn er es in seiner Ungeniertheit auf den Straßen und in den Wirtshäusern zum erstenmale sieht, kaum einen Geschmack abzugewinnen.

Bekanntlich erhoben vor etwa zwei Jahren die protestantisch-kirchlichen Kreise der Sittlichkeitsvereine auf den Generalversammlungen zu Köln und dann in Magdeburg lauten Protest gegen das mit dem Karneval verbundene schamlose und unsittliche Treiben. Ihnen folgten in gleichem Sinne eine Anzahl von Synoden längs des Rheins mit Beschlüssen, die die Gemeindemitglieder vor der Beteiligung am Karneval unter Hinweis auf die sittlichen Bedenken

ernstlich warnten. So viel wir erfahren haben, wurde auch von einem bekannten rheinischen Pfarrer vor der Kaiserin ein ernstes Wort über die Schattenseiten des Karnevals gesprochen, und es hat den Anschein, als ob damals die in Bonn studierenden Prinzen, der Kronprinz und Prinz Eitel Friedrich, den üblichen Besuch des Karnevals am Rosenmontag unterlassen haben.

Diese Proteste der Sittlichkeitsvereine erregten zunächst in den Kreisen der Anhänger des Karnevals einen Sturm der Entrüstung, besonders in Köln erhoben die Vertreter des Karnevals Gegenprotest gegen „die Verunglimpfung des vaterstädtischen Festes", da nach ihrer Meinung alles dabei ehrbar und anständig zugehe. Die Art und Weise dieser Zurückweisuugen war aber meist in einem so unfeinen Tone gehalten, daß der Unparteiische wohl mehr den Warnern vor dem Karneval als den Verteidigern des Karnevals recht geben mochte. Dasselbe Bild der unfeinen Abwehr zeigte sich teilweise auch in der diesjährigen Karnevalssaison, als das Buch des Schriftstellers Emil Kaiser, „Karneval" (Neubner-Köln), Aufsehen erregte, indem es mit sittlichem Ernst und in feiner Realistik die sittlichen Mißstände in den oberen und unteren Schichten der Kölner Bevölkerung als Begleiterscheinungen des Karnevals aufdeckte. Kaiser hat sich an Geschehnisse gehalten, die tatsächlich passiert sind und die sich im einzelnen nachweisen lassen, nur daß er natürlich die Namen usw. verändert hat. Ein Karnevalspräsident, der sich zu den besseren Leuten rechnet, glaubte in einer Sitzung das Buch nicht besser zurückweisen zu können, als daß er in Plattkölsch die klassischen Worte sprach:

„Die dat mieszte merke,
Sin de größte Ferke!" —

Die Narrenschar brüllte tosenden Beifall. Damit glaubte der gute Mann die Ehre des Karnevals gerettet zu haben. Soviel zunächst über den Streit um den Karneval. — Vielleicht wird es manchem Leser des Protestantenblattes willkommen sein, eine ausführliche und objektive Schilderung des Karnevals auch an dieser Stelle zu finden, zumal entschieden auch ethisch-religiöse Seiten unseres Volkslebens am Rhein durch den Karneval beeinflußt werden und die Kenntnis dieses Einflusses mancherlei Erscheinungen unseres geistigen und wirtschaftlichen Lebens am Rhein besser beurteilen lehrt. Die folgende Schilderung beruht auf Grund achtjähriger Beobachtung des Karnevals an seiner Hauptstätte im „hilligen" Köln.

Der Karneval hat seine geschichtlichen Vorbilder. Die griechischen Bacchanalien und die römischen Saturnalien und die aus Phrygien importierte Cybelefeier in Rom sind solche. Wie es dabei derb-lustig und sinnlich-schamlos zuging, kann man bei den alten Schriftstellern nachlesen. Die Cybelefeier fiel auf den 25. März, also einen Monat später als in unserer Zeit Karneval gefeiert wird. Beide Feste sind in der Dauer sich etwa gleich, drei Tage. Der Karneval ist sozusagen die Fortsetzung dieser altheidnischen Feste, von römischem Boden auch nach Deutschland übertragen, sogar in getreuer Überlieferung altheidnischer Gebräuche. Se. Tollität, der Prinz Karneval, ist nichts anderes als der griechische Gott Dyonisius in neuer Auflage. Die Feier des Karnevals am Rhein läßt sich bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück nachweisen. In Köln wird er ununterbrochen etwa seit 1817 gefeiert. Eigentümlich ist, daß der Karneval in rein evangelischen Gegenden der Rheinprovinz nicht gefeiert wird, so z. B. im Wuppertal. Die katholische Kirche ist dem Karnevalstreiben gegenüber immer nachsichtig gewesen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß sie die Auswüchse des Karnevals begünstigt habe oder begünstige. Nur das ist das Eigenartige, daß gegenüber dem Karneval die bei anderen Gelegenheiten so wirksame Macht der Kirche auf ihre Gläubigen zu versagen scheint, ja, die Pfarrer und Kapläne machen dem karnevalistischen Geiste sogar insofern Konzessionen, daß in den Kongregationen, Arbeiter- und Gesellenvereinen karnevalistische Feiern angesetzt werden.

Die im vorigen Jahrhundert zunehmende Verrohung und Unsittlichkeit während des Karnevals führte zu der Idee, den Karneval zu reformieren und in geordnete Bahnen zu lenken. Zu diesem Zwecke wurden eine Reihe von Karnevalsgesellschaften gegründet, deren z. Zt. in Köln etwa 40 bestehen. Der Leiter einer solchen Karnevalsgesellschaft nennt sich stolz „Herr Präsident". Ihm zur Seite stehen „die Mitglieder des großen und kleinen Rats". Jede Gesellschaft hat ihren eigenen Orden, der vom Präsidenten für besondere Karnevalsleistungen oder an Ehrengäste (die Veranstaltungen der angeseheneren Gesellschaften werden von hohen Offizieren und Regierungsbeamten, dem Bonner Korps Borussia 2c. besucht) verliehen oder mit befreundeten Gesellschaften ausgetauscht wird. Die zahlreichen Sitzungen (Herren- und Damensitzungen) haben sich über mangelnden Besuch durch Narren und Närrinnen, geschmückt mit karnevalistischen Abzeichen, nicht zu beklagen. Diese Sitzungen finden wochenlang vor den tollen drei Tagen statt. Im Laufe der Zeit wurde nämlich die Vorbereitungszeit immer weiter ausgedehnt. Man hatte sich gewöhnt, den Elften im Elften, den 11. November, als Geckentag, das heißt als Beginn der Karnevalszeit zu betrachten. In dieser Zeit tritt jede ernste Bestrebung in Köln in den Hintergrund. Vor zwei Jahren wurde diese Vorbereitungszeit durch eine polizeiliche Verfügung gekürzt, es wurde jede karnevalistische Veranstaltung vor dem 1. Januar verboten. Diese polizeiliche Einschränkung ist jedenfalls nicht ohne Grund und unter Beachtung der durch die lange Festzeit entstandenen Unzuträglichkeiten verfügt. Jedenfalls ist die Zeit vom 1. Januar bis zu den Karnevalstagen auch heute noch viel zu lang für die zahllosen Platitüden der Saison. Das wirklich Geist- und Humorvolle, was ja bisweilen in den Sitzungen sich zeigt, würde sich auf wenige Abende oder Nachmittage zusammenlegen lassen. Im allgemeinen bilden die verzapften Karnevalsreden und -lieder einen gangbaren Geschäftsartikel; sie werden auf Bestellung gearbeitet. Karnevalsredner oder -dichter ist in Köln ein Beruf, der Geld einbringt. Diese Berufsarbeiter tragen ihre Machwerke an einem Abend in verschiedenen Lokalen und Gesellschaften vor. Von einem urwüchsigen Humor läßt sich unter diesen Tatsachen nicht gut sprechen. Und ein ernster Mensch kann es kaum verstehen, wie eine hundertköpfige Gesellschaft, von denen viele Anspruch auf Bildung machen, den geistlosen Refrain eines Liedes, wie z. B.

„Trink mer noch e Tröppche
Us de kleene Henkeltöppche!"

unter allgemeinem Schunkeln, Arm in Arm verbrüdert, immer und immer wieder singen und sich daran berauschen kann. Das Schlimme ist noch, daß der Text dieser geistlosen, oft auch zweideutigen Lieder sich aus den Gesellschaften heraus auf die Straße verbreitet und sich so festsetzt, daß die Kölner Jugend dieselben das ganze Jahr hindurch singt. Die Zahl der Gassenhauer wird jedes Jahr durch den Karneval vermehrt. Es bedarf gar keiner weiteren Erläuterung, wie nachteilig diese Karnevalslieder die Gesinnung des heranwachsenden Geschlechts beeinflussen.

So nähert man sich denn allmählich den eigentlichen Tagen des Karnevals. Jedermann sucht sich für diese Tage mit reichlich Kleingeld zu versehen. Viele Familien — und nicht etwa nur Arbeiterfamilien — tragen alles irgendwie Entbehrliche auf das Leihaus. Und es ist wieder bezeichnend, daß das Städtische Leihaus 14 Tage vor Karneval keine Pfänder mehr annimmt; um so besser blüht dann aber der Weizen der vielen Privatpfandvermittler. Natürlich fehlt dann nach dem Karneval meist das Geld zur Einlösung der versetzten Stücke. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wurde vor einigen Jahren eine Gemeindeschwester am Aschermittwoch von einem Kinde in die Wohnung eines Schneiders gebeten, angeblich, weil der Vater krank sei. Die Schwester traf den Mann im Maskenkostüm mit einem moralischen und physischen Jammer an. Sie wurde gebeten, die Kleider des Mannes einzulösen, damit er wieder auf die Arbeit gehen

könne. So herrscht in vielen Familien nach Karneval die bitterste Not, gegen die dann die kommunale, kirchliche und private Armenhülfe angerufen wird. Daß jedesmal während des Karnevals eine Reihe von jungen Mädchen ihre Ehre verlieren, daß infolge des Karnevals die unehelichen Geburten, statistisch nachgewiesen, steigen, daß nicht wenige junge Mädchen der Prostitution zugeführt werden, daß alljährlich eine Anzahl junger Männer, die, um Karnevalsgeld zu haben, in die Kasse ihres Chefs gegriffen haben, in das Gefängnis wandern, daß diese jungen Mädchen und Männer dann meist für die Zukunft ein verlorenes Leben führen, das habe ich in meiner Eigenschaft als früherer Gefängnisgeistlicher jedes Jahr erfahren müssen. Diesen Tatsachen gegenüber nimmt es sich fast wie eine frevelhafte Ironie aus, wenn die großen Karnevalsgesellschaften nach dem Feste von dem erzielten Überschuß gewisse Summen an die Wohltätigkeitsvereine aller Konfessionen „schenken", gleichsam als eine Art Reugeld für die Mitschuld an den Menschenopfern des Karnevals. Bedauerlicherweise haben auch evangelische Vereine bis vor wenigen Jahren diese Geschenke dankend angenommen.

Endlich das Treiben an den Karnevalstagen selbst! Es dauert von Sonntag früh bis Dienstag um Mitternacht ununterbrochen an. Überall auf den Straßen ein Gedränge von Männern und Frauen, unter denen besonders das halbwüchsige Element eine große Rolle spielt. Musikbanden mit Pauken, Trommeln usw. vollführen Tag und Nacht einen Höllenlärm, die nachziehenden Rotten brüllen wie Tiere ihre zotigen Karnevalslieder. An eine gesunde Nachtruhe ist in diesen Tagen nicht zu denken, am wenigsten für die armen Kranken, für die dieser Straßenlärm zur Höllenqual wird. Es machte auf mich einen scheußlichen Eindruck, als ich an einer Querstraße des Rings einem katholischen Geistlichen begegnete, welcher sich mit dem „Allerheiligsten" zu einem Sterbenden begab, wie da die Maskierten auf die Erde fielen, nach alter Gewohnheit ihre Reverenz erwiesen, um dann mit lustigen Sprüngen der Tollheit weiter nachzujagen. Von den gemeinen Masken, die trotz polizeilichen Verbots sich immer wieder auf die Straße wagen, Männer in Frauenkleidern und umgekehrt, von der Belästigung der Unmaskierten durch Kitzeln mit Pfauenfedern, Schlagen mit Pappritschen usw. trotz polizeilichen Verbots will ich nicht weiter reden. Mit jedem Tage wird das Treiben toller, man sieht es schließlich den Maskierten beiderlei Geschlechts an, daß sie sich in einem Taumel der Raserei befinden und daß der genossene Alkohol, die durchschwärmten Nächte, alle Leidenschaften der Sinnlichkeit entfesselt haben. Schlägereien sind an der Tagesordnung. Bisher ist noch kein Karneval ohne Opfer an Menschenleben in den letzten Jahren vorübergegangen, sei es durch Totschlag oder daß man Maskierte nachträglich an abgelegenen Orten erfroren aufgefunden oder aus dem Rhein aufgefischt hat. Diese Mitteilungen sind keine Übertreibungen, sondern den polizeilichen Mitteilungen an die Kölner Presse entnommen.

Der Glanzpunkt des Kölner Karnevals soll der Rosenmontagszug mit seinen zahlreichen Wagengruppen sein. Aber schon seit Jahren mangelt die Idee des Zuges des Geistreichen und, sobald der Zug etwa die Hälfte des Weges gezogen ist, pflegt er die Ordnung zu verlieren, weil auch die Teilnehmer des Zuges sich mit Wein und Sekt bei Laune erhalten. Übrigens hat der Name „Rosenmontag" nichts mit Rosen zu tun, sondern mit dem Zeitwort „rasen". Am Montag und Dienstag finden dann eine Reihe von Maskenbällen der besseren Gesellschaften statt, bei denen es natürlich im allgemeinen anständig zugeht, und wenn einmal einer den andern mit einer Weinflasche auf den Kopf schlägt, so ist das eine bedauerliche Ausschreitung, die wohl vereinzelt dasteht, und für die die Gesellschaft nicht verantwortlich gemacht werden soll. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß an den Karnevalstagen viele Fremde in Köln erscheinen, die dann als Unbekannte sich glauben einmal tüchtig „ausleben" zu dürfen.

So geht es also zum Karneval in Köln zu. Was ich mitgeteilt habe, kann selbstverständlich nur ein Ausschnitt sein. Wenn das Gemälde grau in grau ausfallen mußte, so ist das durchaus nicht subjektive Anschauung, wird auch nicht dadurch abgeschwächt, daß manche Leute behaupten, sie amüsierten sich wirklich harmlos zum Karneval. In dieser harmlosen Auffassung der Karnevalsschäden befand sich Köln viele Jahre. Kein Karnevalspräsident ließ seine Strenge walten gegen Zweideutigkeiten der Reden und Lieder, keine Zeitung geißelte das schamlose Treiben, weil vielleicht dadurch das Annoncengeschäft eine Einbuße erleiden konnte. Denn der Gewinn aus den Karnevalsankündigungen ist ein ganz beträchtlicher. Überhaupt ist der Karneval für viele Kölner nur unter dem Gesichtspunkte des Geschäfts zu betrachten, und diese geschäftlichen Beziehungen werden oft geschickt versteckt von solchen, die sich stolz Freunde des vaterstädtischen Festes nennen. Gerade wegen dieser geschäftlichen Beziehungen zum Karneval drückte man vor den Mißständen gern beide Augen zu, ein gewissenloses „laisser faire", hatte im Laufe der Jahre Platz gegriffen. Wer den Karneval angreifen wollte, hatte mit der Meute der Karnevalshelden zu rechnen. Daher war es eine mutige Tat, als der Kölner Pfarrer Hötzel auf dem Sittlichkeitskongresse in Köln in ungeschminkter Rede auf die Krebsschäden des Karnevals öffentlich hinwies. Die pöbelhaften Angriffe, die es auf ihn regnete, haben seinem Ansehen in der Gemeinde keineswegs geschadet. Auch die sozialdemokratische „Rheinische Zeitung" brachte einen Artikel über den sogenannten „Lichtmeßball", auf dem sich die Dirnen Kölns mit den „besten Söhnen Kölns" ein Stelldichein in den Festräumen des berühmten Gürzenich, wo sonst die edelsten geistigen Genüsse geboten werden, gaben. Dort wurden solche Schamlosigkeiten öffentlich getrieben, die hier nicht erörtert werden können. Auch dieses Treiben kannte man, aber bis dahin ging man einfach lachend darüber hinweg. Anstandshalber wurde jetzt der Lichtmeßball für immer abgeschafft. Die Karnevalspräsidenten und die Presse, ultramontane und liberale, entdeckten nun mit einem Male ihre Verpflichtung, den Karneval zu reformieren und die Auswüchse des Karnevals tunlichst zu bekämpfen. Natürlich können solche Versuche nicht mit einem Male radikal durchgeführt werden, aber, trotz mancher auch in diesem Jahre untergelaufenen Unschicklichkeiten, soll nicht geleugnet werden, daß man sich redlich Mühe gegeben hat, die Karnevalszeit „rein" zu halten. Wir sind auch nicht so skeptisch, zu fürchten, daß diese Bestrebungen nach einigen Jahren wieder einschlafen werden, dazu leben wir zu sehr in der Zeit der Öffentlichkeit. Daß auch recht wunderliche Vorschläge zur Besserung gemacht werden, ist bei der „Jugend der Besserungsbestrebungen" nicht zu verwundern. So wenn z. B. allen Ernstes der Vorschlag gemacht wird, man solle, um das zotige Lied von der Straße zu verbannen, ein gutes Karnevalslied in einer Massenauflage auch an die Schulen verteilen (inzwischen ist ein solches wirklich in 15000 Exemplaren an die Kölner Schuljugend verteilt), damit es Volkslied werde, so werden die Freunde unserer guten, schönen Volkslieder, an denen wir keinen Mangel haben, über diesen kindlichen Versuch lächeln. Ich glaube auch nicht, daß jener Vorschlag den Beifall der Pädagogen finden wird. Wir gehören nicht zu denen, die jeden Frohsinn aus dem Leben des Menschen ausgeschlossen wünschen und die deshalb in allem, was mit dem Karneval zusammenhängt, nur eitel Sünde schauen. Die Möglichkeit ist zuzugeben, daß es gelingen kann, mit der Zeit die Auswüchse des Karneval zu beseitigen. Wird diese Aufgabe wieder vergessen, so wäre es allerdings das beste, der Karneval verschwände ganz. So wie er heute noch ist, darf er nicht bleiben. Der Geist des Karnevals beherrscht heute das geistige und wirtschaftliche Leben Kölns. Er entsittlicht das Volksleben, schwächt die wirtschaftliche Kraft der Bevölkerung und verbildet auch das ästhetische Gefühl. Darauf eindringlich hingewiesen zu haben ist das Verdienst der Sittlichkeitsvereine, der Sozialdemokratie und des Kaiserschen Buches. Sie drei haben das Gewissen geweckt und das schlummernde Anstandsgefühl, daß man jetzt in allen Vereinen und in der Presse scharf gegen alle Unmoralitäten und Zweideutigkeiten vorgeht. Man befindet

sich in der Zeit der Versuche mit kleinen Mitteln. Volksfeste sind gut, wenn sie schön und sinnig gefeiert werden. Dabei mit gutem Beispiel voranzugehen, ist Pflicht der Gebildeten. Dagegen ist im Karneval viel gesündigt worden. Wer will das Volk verdammen, wenn es sich nach den Vorbildern, die es sieht, richtet? Die einen treiben's geheim, die anderen offen, im Grunde ist's dasselbe; der raffinierte Sinnengenuß jedenfalls das Schlimmere. Solchem Karnevalstreiben muß der Kampf bis aufs Messer gelten. Es ist nicht schlimm, dafür mit Schmutz beworfen zu werden, wenn man aus Liebe zum Volke diesen Kampf führt. Es ist auch zu hoffen, daß das religiöse Feuer, welches die liberale Theologie seit kurzem im Rheinland angezündet hat, reinigend wirken wird. Auch am Rhein schlägt die ernste Lebensauffassung immer tiefere Wurzeln. Ist der Karnevalsgeist ein schwaches Gewächs, dann wird er schließlich dem religiössittlichen Empfinden und der Vernunft weichen müssen, wenn auch noch Geschlechter darüber vergehen werden. Wir Protestanten am Rhein sollen nur die Augen offen behalten, daß der römische Geist nicht übermächtig wird. Auch in sittlicher Hinsicht so gut wie in religiöser ist bei uns im Westen der Protestantismus in seiner idealsten Form: „Die Wacht am Rhein."

Vom Büchertisch.

Johannes Rehmke. Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie. 2. Aufl. 1905. Leipzig, Kesselringsche Hofbuchhandlung. 527 S. 10 Mk.; geb. 12 Mk.

Der Greifswalder Philosoph, den wir zu unseren Gesinnungsgenossen rechnen dürfen, hat sein Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie in 2. Auflage erscheinen lassen. Es ist ein groß angelegtes Werk, das ein ernstes Studium verlangt. Die Psychologie ist keine leichte Wissenschaft und berührt sich heute mit vielen anderen Wissenschaften, die dem Studium des Theologen ferner liegen. Und doch ist es so notwendig für den Theologen, sich mit ihr zu beschäftigen. Denn Psychologie ist Lehre von der Seele und ihrer Tätigkeit, und damit hat es doch auch der Theologe in besonderem Maße zu tun. Und die Psychologie betrifft doch auch Fragen der Weltanschauung, ohne die wir heutigen Theologen nicht mehr leben und wirken können. Ich möchte auf den allgemeinen Teil, das Seelenwesen, im folgenden etwas näher eingehen, der auch die Laien interessieren wird, während wir den fachwissenschaftlichen Teil, der über das Seelenleben handelt, den Fachleuten zum genauen Studium empfehlen. Er ist ebenfalls reich an tiefgehenden, scharfsinnigen Ausführungen.

Rehmke bahnt sich den Weg zu seinen schwierigen Untersuchungen, indem er mit anderen und wider andere Psychologen eine Reihe grundlegender Begriffe einführt, die streng festgehalten werden. Was wir im gewöhnlichen Leben als ein Ding vor uns haben, ist allemal zusammengesetztes Einzelwesen, zerlegbar in letzte einfache Einzelwesen, die der Physiker Atome nennt. Das Besondere, mit dem es die Psychologie zu tun hat, die Seele, gehört zu dem Nichtanschaulichen unserer Welt und ist jedem von uns als unmittelbar Gegebenes bekannt unter der herkömmlichen Bezeichnung: Ich denke, fühle und will. Der Mensch ist ein aus einem anschaulichen Einzelwesen, dem Leibe, und einem nichtanschaulichen Einzelwesen, der Seele, zusammengesetztes Einzelwesen, das sich als solches aber vom zusammengesetzten Dinge dadurch unterscheidet, daß es in seiner zusammengesetzten Augenblickeinheit nicht wie jenes Ding gleichartige, sondern völlig ungleichartige Augenblickeinheiten, nämlich eine anschauliche und eine nichtanschauliche, aufweist.

Der Verfasser bespricht dann Seite 46 ff. die geschichtlichen Seelenbegriffe, die altmaterialistischen, die spiritualistischen, den spinozistischen und neumaterialistischen. Den zwei ersten bedeutet die menschliche Seele ein besonderes Einzelwesen, dem dritten eine Bestimmtheit des Menschenwesens, als dessen andere Bestimmtheit der Leib gilt, dem vierten aber eine besondere Bestimmtheit zum Menschenleibe. Ist die Seele Nichtanschauliches, so muß sie eben ortlos, so muß sie nirgends sein, und jeder Versuch, ihr einen Ort anzuweisen, muß sich in Widersprüche verwickeln (gegen den Altmaterialismus). Es gibt kein besonderes Seelending im menschlichen Leibe. Auch der spinozistische Seelenbegriff, der in der Gegenwart noch viele Anhänger hat, wird zurückgewiesen. Ist also die Seele Gehirntätigkeit, Gehirnbewegung oder, wie man mit einem Fremdwort sagt, Gehirnfunktion? Kann man die als Nichtanschauliches anerkannte Seele des Menschen als „Wirkung" des Gehirns begreifen, als eine nichtanschauliche Wirkung „Seele" seitens des anschaulichen Gehirns? Aber wenn immer ein Ding wirkt, ist, so belehrt uns die Erfahrung, ein anderes Einzelwesen zugleich gegeben, das die Wirkung erfährt. Es wäre also in unserem Falle außer dem Gehirn noch ein nichtanschauliches Einzelwesen erforderlich, das die Wirkung des Gehirns erführe. Die Neumaterialisten legen also mit dem Satze: Die Seele ist Gehirnfunktion, dem Gehirn die Fähigkeit bei, von sich aus allein, Seele ins Dasein zu rufen, denn alleinige Bedingung sein für neu Auftretendes heißt eben Schöpfer sein. Vom Neumaterialismus, der die Seele für eine Gehirnfunktion im Sinne einer Gehirnschöpfung

ausgibt, gilt das Wort: Spottet seiner selbst, er weiß nicht wie, S. 59. Ein spiritualistischer Seelenbegriff, der die Seele für nichtanschauliches Einzelwesen ausgibt, trifft allein das Richtige.

Dann wird gehandelt vom Subjekt der Seele. Ohne Subjekt keine Seele als besonderes Einzelwesen. Aber dennoch lehnt es Rehmke auf das bestimmteste ab, von der Seele als einer Substanz zu reden. Subjekt bedeutet hier nichts anderes als eine besondere Bestimmtheit des Seelenaugenblicks, und nicht etwa ein besonderes Einzelwesen. Das Sein der Seele ist in ihrem Zusammenhange mit anderen Einzelwesen verankert. Die Veränderung der menschlichen Seele hat ihre wirkende Bedingung ohne Ausnahme im menschlichen Leibe. Man muß sich rückhaltlos zu dieser Wahrheit bekennen. Jede Seele ist ein Bewußtsein, und Bewußtsein ist nicht als eine seelische Bestimmtheit, weder als eine verlierbare, noch unverlierbare, sondern einzig und allein als seelisches Einzelwesen an sich selber zu begreifen. Der Mensch ist das aus Leib und Bewußtsein zusammengesetzte Einzelwesen, kann daher nicht sein eines Teilwesen „Bewußtsein", verlieren, ohne dabei selbst auch verloren zu gehen. Der einzelne Mensch besteht gerade so lang, als der stetige Wirkungszusammenhang von Leib und Seele besteht, der Augenblick, in dem diese aufhört, bezeichnet den Tod des Menschen. Die Seele aber als einfaches Einzelwesen ist selbstverständlich unvergänglich. Der Satz: Der Mensch sterblich, die Seele des Menschen aber unsterblich, ist ebenso sicher gegründet, wie der andere: „Das zusammengesetzte Ding vergänglich, das einfache Ding aber unvergänglich", S. 102. Da aber die Seele nichtanschauliches Einzelwesen ist, reichen unsere Mittel nicht aus, ihre Unvergänglichkeit zu beschreiben.

Von der uns unmittelbar gegebenen Seele schließen wir auf andere Seelen gleicher Art. In dem Einssein der Seelen ist die Gemeinschaft der Menschen begründet, und ein Einssein des Menschen mit Gott, von dem der Religiöse spricht, könnte gar nicht verstanden werden, wenn nicht, wie der Mensch, so auch Gott ein Bewußtsein wäre. In diesem Zusammenhang spricht auch Rehmke über die Verseelungstheorie mancher Metaphysiker, welche dafür halten, daß jedes Ding unserer Welt mit einer besonderen Seele in Einheit zusammen bestehe. Der letzte Abschnitt des allgemeinen Teils betrifft: Geburt und Tod des Menschen. Die Seele ist ewiges Einzelwesen; indes ihr Bestehen vor der Geburt des Menschen und ebenso ihr Bestehen nach dem Tode des Menschen bleibt für uns ein tiefes Geheimnis. Die Seele kann nicht eingehen ins Nichtsein: „Auflösung" ist für ein einfaches Einzelwesen, wie die Seele es ist, ein sinnloses Wort. Die Unsterblichkeitsfrage erledigt sich für Rehmke dahin: „Der Mensch sterblich, die Seele unsterblich". Aber wir wissen nicht und werden niemals wissen, wie die Seele nach dem Tode des Menschen lebt; aber sie lebt. Denn dem Gesetze von der Erhaltung der Materie, d. h. von der Erhaltung der einfachen anschaulichen Einzelwesen, der „Atome", steht ebenbürtig zur Seite das Gesetz von der Erhaltung des Bewußtseins, d. h. von der Erhaltung der einfachen nichtanschaulichen Einzelwesen. Die Unsterblichkeit, d. i. die Unvergänglichkeit der Seele, ist in der Tat ein Wissens- und kein Glaubenssatz, S. 126.

Man sieht, hier ist ein Gegner des Materialismus und eines falschen Monismus, der das Seelische nicht als ein Besonderes anerkennt. Darin hofft er immer mehr Gesinnungsgenossen zu finden und hat sie auch unter den Männern der Naturwissenschaft und Medizin. So sagt E. Hitzig, der Hallenser Anatom, in einer höchst interessanten Schrift: „Welt-Gehirn", S. 5: „Die Monisten strengster Observanz sehen und können nur sehen in der menschlichen Seele eine qualitativ höher entwickelte Tierseele. Man kann indessen auch anderer Ansicht sein, d. h. in den seelischen Äußerungen der Menschen auch etwas qualitativ anderes entdecken, ohne dabei den Boden zu verlieren, auf dem der Monismus erwachsen ist, und auch nach seiner Auffassung, S. 62, ist die Seele nicht als Funktion eines einzelnen Organs, des Großhirns oder seiner Rinde, oder etwa als die Summe einer Reihe von Vorgängen zu betrachten, welche diesen materiellen Vorgängen parallel liefen, sondern er definiert sie als den Inbegriff der Funktion aller den Organismus zusammensetzenden psychischen Elemente. Auch dieser Gelehrte lehnt Haeckels metaphysische Schlußfolgerungen ab. Rehmke weist den Männern, welche eine „Psychologie ohne Seele" vertreten, nach, in welche Widersprüche sie sich verwickeln, und daß sie das Einzelwesen Seele, obwohl es zunächst hinausbefördert worden ist, doch sehr bald wieder hineinschlüpfen lassen und es dann sogar auch ohne weiteres Bedenken in der Darstellung verwenden. Auch im fachwissenschaftlichen Teile übt er die Kritik meisterhaft, z. B. gegen Herbart. Er wird aber auch auf Widerspruch gegen diese zweite Auflage seines Lehrbuchs gefaßt sein müssen. Diese Materie ist so schwer, daß kaum jemals auf eine Übereinstimmung in der Auffassung vom Wesen der Seele gerechnet werden kann. Hier, wo zuletzt die Weltanschauung in Frage steht, werden sich zuletzt immer Materialisten und Spiritualisten, Dualisten, und Monisten scheiden. Es hängt mit den Grenzen unserer Erkenntnis zusammen, daß auch Rehmkes Seelenbegriff noch Schwierigkeiten macht und viele Fragen offen läßt. Aber es ist doch wissenschaftlicher, uns noch geheimnisvolle Zusammenhänge anzuerkennen, wie es auch ein Dubois Reymond tut, als dem platten Materialismus zu folgen, der wohl vereinfacht, aber mit seiner Berufung auf Kraft und Stoff die Welt des Geistes, das Seelenleben, nicht erklären kann. Möge dieses Werk Rehmkes von vielen unserer Leser eifrig studiert werden und das Studium der Psychologie auch in unseren Kreisen beleben.

In der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt hat übrigens Rehmke auch ein Bändchen über die Seele des Menschen verfaßt, 2. Auflage 1905, Preis 1,25 Mk., auf das wir hiermit auch hinweisen wollen.

O. Veeck.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 10.

Berlin
Bremen.

10. März 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Kirche und Staat in Frankreich. — 10. Schleswig-Holsteinische Gesamtsynode. — Kirchengezänk. 3. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Kirche und Staat in Frankreich.

Die religiösen Verhältnisse Frankreichs waren so lange her mit den politischen verwoben, daß eine tiefere Krisis für die verschiedenen Kirchen kaum vorkommen konnte, als durch die Trennung von Kirche und Staat. Obschon eine solche, auf politischem Boden erwachsene Krisis eine nur äußere zu sein scheint, ist es leicht zu verstehen, wie das Werden einer Staatskirche zur Freikirche auch religiöse Folgen haben kann, weil alte Überlieferungen unterbrochen, und eine oftmals oberflächliche Einheit vernichtet werden kann. Deshalb ist der jetzige Augenblick für alle Kirchen Frankreichs besonders ernst, — und auch besonders geeignet für eine einheitliche Darlegung des vergangenen Zustands, für einen Überblick über die sich nahende Zukunft. Und da Geschichte, Gesetz und Religion die drei Kräfte sind, welche inneres Wesen und äußere Form einer Kirche zu bilden mitwirken, werden wir von diesen drei Standpunkten aus die kirchliche Lage Frankreichs betrachten.

I. Geschichtliches.

Frankreich war vom Anfang der abendländischen christlichen Kultur an „die älteste Tochter der Kirche". Seit der Bekehrung Chlodwigs (496), war der Einfluß des römischen Klerus ein sehr tiefer und entscheidender, aber leider! auch ein politischer, nicht ein religiöser. Darum erschien die Kirche der Regierung gegenüber immer als ein Feind, als eine äußere Macht, gegen deren stetiges Eingreifen immer gefochten werden mußte, nicht als eine innere Kraft, die auch zum sozialen Wohl der Nation geschützt werden konnte. Schon am Ende des Mittelalters, sobald Frankreich ein einheitliches Königreich zu bilden vermochte, und bevor Deutschland in dem Bekehnungskrieg eintrat, war der Kampf zwischen Kirche und Staat angefangen, und man hatte das seltene Schauspiel: eine echt katholische Regierung, welche gegen den Papst mit weltlichen, ja geistlichen Waffen, beständig einen unerbittlichen Kampf führte. Eins darf man nicht vergessen, wenn man von der sogenannten ältesten Tochter spricht: nämlich, daß Frankreich die einzige Nation ist, die es mit Rom dahin zu bringen gewagt hat, den Papst zweimal auf ihren Boden als Gefangenen festzuhalten, das erste Mal 70 Jahre lang, das zweite Mal für kürzere Frist, aber auch unter viel härteren Umständen. Die kirchlich-politische Lage Frankreichs hat immer an sich etwas paradoxes gehabt: sie erscheint als ein merkwürdiges Schwanken zwischen treuem Gehorsam und unerbittlicher Roheit.

Nach dem Konkordat Franz I. wurde der Kampf von dem internationalen auf den politischen und gesetzlichen Boden getragen; aber eben in diesem Augenblick war die Lage durch ein neues Ereignis noch verworrener gemacht: nämlich durch mächtiges Einbrechen der Reformation. Die Stellung der Regierung zur religiösen Frage war eine sehr unbequeme, denn von der Reform wollte sie nichts wissen, und doch wollte sie auch nicht mit der „Ligue" unter römischer Herrschaft bleiben. Den aus Italien stammenden Prinzessinnen aus der berühmten Familie der Medicis, welche eine Zeit lang in Frankreich die Oberhand hatten, gelang es nicht, das tiefe nationale Gefühl des Volks zu unterdrücken, immer waren etliche Stimmen zu hören, welche gegen die Pfaffenherrschaft protestierten, — wie z. B. der unbekannte Verfasser der „Satire ménippée" —; und als Kirchenfürsten, wie Richelieu und Mazarin, die wirklichen Könige Frankreichs waren, machten sie unerbittlich der klerikalen, antinationalen Bewegung ein Ende: etwas für unsere Denkart paradoxes, aber doch geschichtlich unleugbar.

Unter der Regierung Ludwigs XIV. selbst war die römische Kirche nicht so allmächtig wie es zuerst scheinen könnte. Gewiß hat sie auf den Charakter des stolzen Monarchen einen tiefen Einfluß geübt, und wagte es, ihn zu dem ungeheueren Verbrechen zu bestimmen: Die sogenannte Révocation de l'Edit de Nantes; aber der höchste Gedanke des Königs war immer derselbe: die intellektuelle und moralische Einheit Frankreichs unter absoluter Herrschaft der Monarchie. Dem zufolge konnte er auf völlige Unabhängigkeit Rom gegenüber nicht verzichten, und wurde darin von allen seinen Untertanen, und namentlich von den Klerikern unterstützt. Ein merkwürdiges Ereignis ist die Gründung der sogenannten gallikanischen Kirche, welche in ihren Versammlungen die bekannte Déclaration de 1602, unter Einfluß Bossuets beschloß, in der sie die Rechte der Regierung dem Absolutismus Roms gegenüber, forderte. Seine volle Unabhängigkeit dem Heiligen Stuhl gegenüber wollte der französische Klerus bewahren, aber nur um zugunsten der Regierung abzudanken.

Eine solche, engnationale Staatskirche konnte allerdings Rom nicht gefallen, und die dogmatisch unanfechtbare Orthodoxie des französischen Klerus konnte ihr nicht genügen, wenn sie nicht als selbstverständliche Folge einen unbedingten politischen Gehorsam hatte. Es war der Kirche auch nicht genug, von der Regierung die Vernichtung der Häresie erlangt zu haben; eins war ihr köstlicher als diese mehr politische, als religiöse Verbreitung ihres Einflusses, nämlich das enge Gebundensein eines jeden Bischofs an den Papst, und also die innere Einheit der Kirche. Deshalb ließ sie keine Gelegenheit vorübergehen, um den vorübergehenden Zwiespalt mit dem gesamten französischen Bistum zu mildern, und dessen nationales Gefühl zu entkräften.

Übrigens waren die politischen Verhältnisse Frankreichs am Ende des XVIII. Jahrhunders wohl geeignet, alle Kräfte der Reaktion zu vereinigen, und Kirche und Regierung eine Zeit lang gegen die immer zunehmende Demokratie zu versöhnen.

Als 1789 die Revolution ausbrach, wurden die zwei obersten Stände, Adel und Klerus, von dem gesamten Volk mit gleichem Haß verfolgt, denn sie hatten beide dazu mitgewirkt, den elenden Zustand des dritten Standes zu verursachen. Der Klerus war bis dahin nicht auf Kosten der Regierung unterhalten, aber er besaß unermeßliche Reichtümer und einen nicht geringen Teil des französischen Bodens, auf welchem, zu seinem Vorteil, zahlreiche Bauern im tiefsten Elend lebten und arbeiteten. Die sogenannte tote Hand war ungeheuer groß geworden, und da die

Adels- und Kirchengüter keine Steuern zu bezahlen hatten, sollten die anderen Untertanen seiner allerchristlichen Majestät alle Kosten der Regierung bezahlen. Darum war es für jedermann selbstverständlich, daß, wenn man die Privilegia abschaffen würde, das allgemeine dura lex, sed lex, auf die Kirche zunächst angewendet wurde.

In der Tat waren die Kirchengüter gleich am Anfang der Revolution „mis à la disposition de la Nation", d. h. als nationale Güter erklärt und verkauft; zum Ersatz sollte die Regierung für die Kosten des katholischen Kultus sorgen. Bald darauf aber sollte die Krise noch schärfer werden: Der Papst erklärte als verflucht und exkommuniziert jeden Erwerber der damaligen Kirchengüter, und die Regierung forderte von jedem Priester einen Eid der gänzlichen Treue der Republik gegenüber. Endlich kam es dazu, daß während des Terreur die katholische Religion, wie übrigens jede andere, aus Frankreich fast gänzlich verbannt wurde.

Aber der Erlöser war nahe! Er erschien in der Form Napoleons des Ersten. Der Kaiser wollte seine Priester haben, wie er schon seine Polizeileute und seine Kreisdirektoren hatte. Übrigens konnte er ohne inneren Frieden seine ungeheuren Kriege nicht führen; deshalb schloß er mit dem Papst Pius VII. das berühmte Konkordat, welches bis zum 9. Dezember 1905 das organische Gesetz der französischen Kirche bleiben sollte, und, nach der Meinung Napoleons, dazu geeignet war, den religiösen Frieden in Frankreich auf ewig zu festigen.

Warum wurde der Papst dennoch nach kurzer Frist nach Frankreich als Gefangener geführt, und wie konnte denn ein so plötzlicher und gänzlicher Bruch zwischen Kaiser und Papst entstehen? — Weil ein jeder den andern hatte betrügen wollen. Kaum hatte Pius das Konkordat unterzeichnet, so Napoleon die „Articles organiques" verkündigen ließ, welche die Freiheit der Kirche mehr zu beschränken schienen als das Konkordat selbst. Natürlich erklärte der Papst, die Artikel seien ein französisches Gesetz, aber kein Vertrag, auf den er Rücksicht nehmen müßte, und der Krieg begann zwischen den ewigen Feinden wieder. Übrigens kann man in dieser tief verworrenen Epoche des französischen Lebens die religiöse Frage von der politischen und diplomatischen nicht scheiden. Nur eins ist für uns fest zu halten: das Konkordat hatte dem elenden Lande keinen religiösen Frieden schaffen können.

Es sollte auch den späteren Regierungen keinen besseren Frieden schaffen, und das konnte es auch nicht. Die Wahl der Bischöfe, bei der die Rechte der Regierung und des Heiligen Stuhls ziemlich unbestimmt geblieben waren, genügte, um immer wieder neue Schwierigkeiten zu schaffen. Also kann man folgendes als Regel des Verhältnisses zwischen Frankreich und Vatikan formulieren: War die Regierung reaktionär und ultramontan, wie z. B. unter Karl X. und Napoleon III., so erhielt die Kirche alles, was sie verlangte, war natürlich damit zufrieden und blieb ruhig; war die Regierung modern gesinnt, und wollte sie dem immer zunehmenden Klerikalismus ein Ende machen, um der Kirche etwas davon wieder zu nehmen, was sie von den vorigen Regierungen erzwungen hatte, so pflegte das gesamte Pfaffentum über Verfolgung zu klagen, und der endlose Krieg fing wieder an. So geschah es nämlich am Anfang der jetzigen Republik, sobald die echt demokratischen Parteien zu herrschen anfingen. Nur eine Zeitlang versuchte Papst Leo XIII. den französischen Katholiken das Ralliement an die Republik zu predigen — aber umsonst! — Die Sozialdemokratie ward immer mächtiger, und die Leitung dieser Massenbewegung fiel immer deutlicher aus den Händen des Klerus, der sie zuerst hatte ablenken wollen. Der Papst, ein tüchtiger Diplomat, verstand, daß er gegen den neuen Feind sich mit den „modéres", wie Méline, Ribot u. a. m., verbinden müßte. Aber eben diese Verbindung war eine Ursache der Niederlage für die neuen Bundesgenossen des Klerus, so tief lag die

antiklerikale Stimmung in der republikanischen Seele. Der Versuch, eine große konstitutionsfreundliche Partei, wie etwa das deutsche Zentrum, zu bilden, gelang entschieden nicht.

Seit dem Eintritt der Radikalen und Sozialdemokraten in die Regierung ist der Streit noch heftiger geworden, bis er zum offenbaren Krieg wurde, unter der Regierung des großen Staatsmannes Waldeck-Rousseau und seines Nachfolgers Combes. Der Fall Dreyfus wurde Gelegenheit zur Verbindung aller liberalen Kräfte gegen Rom. Doch schien der Krieg nicht bis zur Trennung gehen zu sollen und mit der sogenannten Verbannung der Kongregationen beendet zu sein, als der ungeschickte Protest des Papstes Pius X. gegen den Besuch des Präsidenten Loubet in Rom das nationale Gefühl so tief verletzte, daß nur ein Ausgang möglich blieb: Trennung von Kirche und Staat.

Castres (Frankreich). Lic. A. N. Bertrand.

10. Schleswig-Holsteinische Gesamtsynode.

Die 10. Gesamtsynode tagte in Rendsburg vom 22. Januar bis 2. Februar. Im ganzen umfaßt sie elf Plenar- und sehr zahlreiche Kommissionssitzungen. Von vornherein ist rühmend die ungemein ruhige und freundliche Art unseres neuen Konsistorialpräsidenten Müller hervorzuheben, der als königlicher Bevollmächtigter mit seiner ungeheuren Sachkenntnis und dem allen Situationen gegenüber klaren Blick nicht am wenigsten zu dem für alle Teile so befriedigenden Verlauf der Synode beigetragen hat.

Schon die Eröffnungsrede des Generalsuperintendenten für Holstein, D. Wallroth, über 1. Kor. 4, 20 traf den rechten Ton. Die Quintessenz derselben war die Mahnung: Wir sollen hier arbeiten und zur Arbeit gehört Einigkeit. Darum fort mit allen Zwistigkeiten da draußen.

Neben den vielen unwichtigeren Punkten, die die Synode verhandelt hat, — standen doch auf einer Tagesordnung nicht weniger als zweiunddreißig! — sind vor allem hier hervorzuheben:

1) Die Verhandlung über das neue Kirchensteuergesetz, das unsere Synode als siebente und letzte anzunehmen hatte. Dieses Gesetz will das alte historische Territorialsystem abschaffen und nur die wirklich zur Kirchengemeinde gehörigen Gemeindemitglieder zur Kirchensteuer heranziehen. Es waren schwere Kämpfe, die der Herr Geheimrat Schuster mit den störrischen und bedenklichen Schleswig-Holsteinern zu bestehen hatte und als endlich, besonders durch die Unterstützung des mit so hervorragendem Rednertalent begabten D. Kaftan (Generalsuperintendent für Schleswig), das Gesetz mit einem Verhältnis von 59 zu 32 Stimmen unter Dach gebracht war, wird er sehr erleichterten Herzens seine Sachen gepackt haben, froh, das Schifflein durch die recht spröden und gefährlichen Klippen Schleswig-Holsteins hindurchgeleiter zu haben.

2) Neuerungen, die finanzielle Lage der Geistlichen betreffend. Für die Pastorenschaft ist die 10. Synode ein außerordentlich wichtiger Markstein in der günstigen Existenzentwicklung derselben geworden. Zunächst machte der Königliche Bevollmächtigte die Mitteilung, daß den Pröpsten eine Funktionszulage von 28 000 Mk. durch den Staat gesichert und für die bessere Versorgung der Wittwen der vor 1895 verstorbenen Pastoren 50 000 Mk. in den Staatshaushalt eingestellt seien. — Ferner soll dem Konsistorium zur Erwägung gestellt werden, an Geistliche, die längere Zeit (man sagt über einen Monat) einen Kollegen vertreten müssen, eine Vergütung zu zahlen. Mit nur einer Stimme Majorität wurde eine Resolution gefaßt, die Emeritierungsordnung dahin abzuändern, daß alle, ohne Unterschied der früheren Stelleneinnahme, nur nach ihren Dienstjahren eine bezügliche Pension erhalten. Die Umzugskosten sollen

in jedem Falle den Gemeinden auferlegt werden, nicht mehr den Geistlichen selbst. Wichtiger aber als alle diese Neuerungen ist der Beschluß der Synode, eine Summe von 41 000 Mk. statt der früheren von 11 000 Mk. als Hülfsfonds einzustellen. Von dieser sollen 11 000 Mk. zur Erhöhung der zweiten Stufe des Grundgehalts in sämtlichen Stellen dienen, so daß also die zweite Stufe 2700 Mk. statt 2400 Mk. beträgt; 20 000 Mk. sollen eingestellt werden zur Gewährung von Grundgehaltszuschüssen auf Dauer oder Zeit an unvermögende Kirchengemeinden, so daß das Grundgehalt fortan 2400 Mk. statt 1800 Mk. beträgt; der Rest von 10 000 Mk. soll dann als eigentlicher Notstandsfonds verwandt werden. Zugleich soll das Konsistorium gebeten werden, beim Herrn Minister auf das dringendste dafür einzutreten, daß das Mindestgehalt sämtlicher Pastoren auf 2700 Mk. und das Höchstgehalt auf 6000 Mk. festgesetzt werde. Erfreulich war es, wie für alle diese Neuerungen, außer den Kirchenbehörden und den Professoren, vor allem die Laien auf das wärmste eintraten, während die Geistlichen zum großen Teil die Erklärung abgegeben hatten, sich in dieser den geistlichen Stand angehenden Sache der Besprechung und Abstimmung zu enthalten (an und für sich ein gar gefährliches Experiment!) So können denn wir Pastoren dieser 10. Synode nicht dankbar genug sein, zumal sie bewirkt hat, daß es heißen kann: Schleswig-Holstein voran, was die Stellung seiner Pastoren anbetrifft!

3) Bestimmungen und Beratungen über die Vorbildungsfrage der Geistlichen. Bisher hatten die Kandidaten zwischen dem 1. und 2. Examen entweder 1 Jahr als Lehrvikar bei einem Pastor arbeiten müssen, oder sie mußten 1½ Jahre das Predigerseminar zu Preetz oder Haderslehen (für dänische Sprache und Verhältnisse in Nordschleswig bestimmt) besucht haben. So hatte sich der Übelstand herausgestellt, daß die Vikare ½ Jahr früher zum Examen kamen als die „Seminaristen". Jetzt ist festgelegt, daß alle Kandidaten zunächst 1 Jahr nach Preetz müssen und dann 1 Jahr ins Lehrvikariat oder ins Haderslebener Seminar.

Ferner wurde mehr oder weniger geredet resp. verhandelt über das Frauenwahlrecht, Festsetzung eines Konfirmationstages, Festlegung der Osterfeier (anstatt des bisherigen „Schaukelfestes"). Als ganz besonders erfreulich und befriedigend ist noch zu vermelden die Stellungnahme der Synode zu gewissen „Petitionen wegen Beschützung gläubiger Gemeindeglieder gegen liberale Pastoren". Darunter eine von P. Paulsen-Kropp mit der bezeichnenden Überschrift (aus dem Gedächtnis): „Bitte um Abhülfe der Seelennot der sich in der Diaspora der schleswig-holsteinischen Landeskirche befindender Lutheraner". Die Petitionskommission hat hierzu beantragt: „In Erwägung daß zwar das Vorhandensein der in den Petitionen behaupteten Beunruhigung anzuerkennen sei, einzelne Fälle aber nicht bezeichnet sind, geht die Gesamtsynode über die Petitionen zur Tagesordnung über in dem Vertrauen, daß, wenn in bestimmten Fällen Mißstände sich ergeben, das Königliche Konsistorium Maßnahmen zur Abhülfe derselben treffen wird. Nach einer auf beiden Seiten sehr maßvoll geführten und kurzen Debatte wurde dieser Antrag der Petitionskommission angenommen und die von dem streitbaren Kropper ersehnte große kirchenpolitische Aktion unterblieb. Bravo, Synode! Vivant sequentes!! Wie schön, wenn wir auch hierin soweit fortschritten, daß es in dieser Beziehung ebenfalls heißen kann: Schleswig-Holstein allen voran!

Kirchengezänk.

3.

Die evangelischen Gemeinden sollen mit Gewaltmitteln in der Orthodoxie erhalten oder zu ihr zurückgebracht werden!

Mit dürren Worten hat der Referent auf der brandenburgischen Provinzialsynode diese Absicht der Orthodoxie ausgesprochen:

„Wir wissen, es sind zwei große Lager, und die einen sind ebenso überzeugt, fest und warm wie die anderen, aber eine Entscheidung muß deswegen doch getroffen werden, und wenn Sie (nach links) uns sagen, wir berücksichtigen damit das Interesse der anderen großen Parteien nicht . . . . wir glauben es nicht besser berücksichtigen zu können, als indem wir dafür sorgen, daß **allen** Gemeinden . . . . **auch Ihren Kreisen!** . . . . das Wort Gottes lauter und rein gepredigt wird." (Bravo! rechts.)*)

Wer die Verhandlungen bis dahin gelesen hat, der weiß, was der Referent unter „lauter und rein" versteht — nichts anderes als orthodox, und wer die Kirchengeschichte der letzten Jahre verfolgt hat, der weiß, wie mit Gewaltmitteln „dafür gesorgt" wird, daß auch den Liberalen des Wort Gottes lauter und rein gepredigt wird.

1) Der Einfluß der Orthodoxen in den Regierungskreisen sorgt für rasche Beförderung orthodoxer Professoren und Privatdozenten, freier gerichtete Professoren werden durch Orthodoxe ersetzt (für Beyschlag kam der Freund der Gemeinschaftsbewegung Lütgert nach Halle, die Stelle Reischles bleibt unbesetzt, ein Greifswalder Orthodoxer [Bornhäuser] versieht seine Funktionen). Neben Professorenstellen, die von modernen Theologen besetzt sind, werden eigene Lehrstühle für orthodoxe sogenannte Strafprofessoren geschaffen. Die Vertreter moderner Theologie werden bei Berufungen immer wieder übergangen.

2) Kandidaten erhalten oft ihre Examenspredigten zurück, weil sie nicht gläubig genug sind. Man rezensiert Examensarbeiten nicht nach dem Stand der Kenntnisse, sondern nach der Stellung zum Bekenntnis. Examensthemata sind oft Fangfragen, die den Glaubensstand, nicht den Wissensbestand und die wissenschaftliche Tüchtigkeit der Examenskandidaten erforschen. Man möchte so die freigesinnten Kandidaten vom Pfarramt fernhalten.

3) Pfarrer werden von ihren Generalsuperintendenten auf Grund immer erneuter Denunciationen durch immer neue Glaubensexamina verfolgt, wobei eben nicht ihr Glaube in Jesu Sinn und Geist, sondern ihre Gläubigkeit in bezug auf dogmatische Aussagen geprüft werden. Man will sie schrecken — nach Bunke-Stöckerschem Rezept —, oder man will einen Anlaß zur Absetzung finden, oder glaubt man ernstlich sie dadurch bekehren zu können? Jedenfalls will man die liberal gesinnte Predigt und Lehrweise hindern.

4) Pfarrer werden nicht bestätigt, — wir brauchen hier nicht Beispiele anzuführen, — oder Pfarrer werden abgesetzt, — auch dafür sind Beispiele bekannt.

5) Auch die Lehrer, die mit gutem Ernst sich mit den Veröffentlichungen der modernen Theologie beschäftigen, denen der unhaltbare Zustand des gegenwärtigen Religionsunterrichts immer deutlicher zum Bewußtsein kommt, sollten durch eine Äußerung der Schulbehörde (Provinzialschulrat Schümann-Frankfurt a. O.) geschreckt werden. Die strengere Beaufsichtigung des Religionsunterrichts, die Lehrverpflichtung der Religionslehrer durch die Kirche wird gefordert.

6) Aber man will auch verhindern, daß Liberale in die Synoden kommen und daß liberale Pfarrer überhaupt gewählt werden: man beabsichtigt Kirchlichkeitsprüfungen und -Zeugnisse für die Gemeindekörperschaftswahlen einzuführen, man fängt schon an, gegen die Wahl liberalmißliebiger Mitglieder der Körperschaften zu protestieren. Für die Synoden besteht das Recht, daß der Landesherr einen Teil der Synodalen ernennt, ein Recht, das einen Ausgleich schaffen sollte für nicht berücksichtigte Minder-

*) Vgl. „Kampf und Arbeit des freien Christentums in Deutschland" Heft II.: „Die Lehrfreiheit auf der brandenburgischen Provinzialsynode." Stenographischer Bericht. S. 99. Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. Preis 80 Pf. — Es ist kein gutes Zeugnis für rechte Art, mit der rechts und links der Kampf in der Kirche geführt wird, daß dieses Heft nur langsam sich verbreitet. Es wird unendlich viel über Kirchenpolitik geschwatzt, die wenigsten haben Lust und Ernst zur Sachkenntnis.

heiten. Die Instanzen, die Kirchenbehörden, die für diese Ernennungen den Vorschlag machen, empfehlen nur Männer der Orthodoxie, höchstens solche der Mitte, die Linke bleibt unvertreten, und wer durch offene Meinungsäußerung sich mißliebig gemacht, wie Prediger D. Scholz in Berlin durch seine Erklärung mit D. von Soden im Fall Fischer, fällt aus! Gewaltmittel sind das alles, bei denen die Behörde, die in den Händen der Orthodoxie ist, zu entscheiden hat.

Aber sind das nicht alles, bis vielleicht auf Punkt 6, Dinge, die die Theologen, Pastoren und Lehrer, angehen, mit denen die Laien nichts zu tun haben? Lohnt es sich um der Beförderung oder der Anstellung, oder auch der Gewissensnot einzelner willen, daß wir die Menge aufrufen, am „Kirchengezänk" sich zu beteiligen?

Schlimm genug, daß diese Frage gestellt werden muß und von vielen, die aus der Gleichgültigkeit nicht aufzurütteln sind, mit einem runden: Nein das lohnt sich nicht, beantwortet wird.

Eure Kinder in den Schulen, eure Konfirmanden in den Unterrichtsstunden, ihr selbst am Taufstein, am Traualtar, am Abendmahlstisch, am Sarge eurer Lieben, am Sonntag unter der Kanzel, ihr sollt orthodox gemacht werden, daß kein freies Wort, wie ihr's versteht und brauchen könnt, mehr zu euch dringen kann, daß nur Scheltrede gegen euren Unglauben, Geringschätzung und Herabsetzung eures persönlichen religiösen Lebens euch begegnen wird, wie es viele Laien uns geklagt haben, daß ihnen die Freude am kirchlichen Leben durch solche unduldsame oder ihnen unverständliche Orthodoxie genommen sei.

Aber Tausende wissen, was sie tun, da dies so ist, und wissen, was sie tun werden, wenn das durch die Alleinherrschaft der Orthodoxie noch schlimmer wird. Sie kehren der Kirche den Rücken und kümmern sich nicht mehr um sie, oder sie treten aus, wie wir es in diesen Tagen erleben.

So wird die von der Orthodoxie beherrschte evangelische Kirche immer kleiner, immer enger, immer bedeutungsloser im Leben des Volkes, eine Sekte wunderlicher Heiliger, — oder eine Institution, die dem Volke fremd ist. Noch

reden die Zahlen der Statistik im guten Prozentsatz der begehrten Amtshandlungen, denn noch hilft die Gewohnheit, die Pietät gegen Eltern und Großeltern, das eigene Gefühl, trotz alledem zur Kirche zuzugehören, noch hilft der Eindruck, den der Freimut einzelner Männer macht und die Unentschlossenheit der Behörden, die mit dem Programm der Vernichtung des kirchlichen Liberalismus durch Ausweisung aller liberalen Pfarrer aus dem Amt nicht Ernst zu machen wagen, den Verfall aufhalten. Aber er kommt unweigerlich und steigert sich von Jahr zu Jahr, wenn nicht die Freigesinnten in den Gemeinden sich aufmachen, ihre Pflicht in eifriger Beteiligung am kirchlichen Leben erfüllen und ihr gutes Recht in der Kirche verteidigen. Es handelt sich um mehr als um die Existenz des kirchlichen Liberalismus, es handelt sich um die Existenz unserer evangelischen Kirche, als einer wirklich evangelischen, als einer wirklichen Volkskirche, als einer wirksamen, die Herzen der Menschen gewinnenden Predigerin des Evangeliums.

Darum rufen wir auf zum Kampf für unsere Kirche gegen ihre Zerstörer, unbekümmert um die, die in falsch angebrachter Friedensliebe, in üblem Vornehmtun, mit der Geduldspredigt an falscher Stelle uns beschuldigen, „Kirchengezänk" zu erregen und zu fördern. Wir wollen den Frieden — aber Friede wird nur dann, davon weiß Baden zu reden und das bezeugt Elsaß-Lothringen, wenn eine achtunggebietende, kirchlich-arbeitende liberale Partei den übermütigen Herrschgelüsten der Orthodoxie entgegentritt und ihr die Anerkennung gleichen Rechtes auf Arbeit für beide und die Notwendigkeit eines friedlichen Wettkampfes abzwingt.

Vereine und Versammlungen.

Berlin. Kirchlich-liberaler Verein des Westens. Diskussionsabend, Mittwoch, den 14. März 1906, abends 8½ Uhr, im großen Saale vom „Königshof", Bülowstraße 37. Thema: „Die Schöpfung in Bibel und Naturgeschichte". Referenten: Die Herren Francke, Pastor an „Zion", und Gebhardt, Pastor an „Luther".

Dresden. Protestantenverein. 29. März, 8 Uhr abends, Dr. theol. Webský aus Berlin, „Über die Religion unserer deutschen Klassiker"; im Saale der Kaufmannschaft.

Flügel
Pianinos
Phonola

Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamer-
strasse 27 b.

Genossenschaftsbank

für evang. Pfarrer und Pfarrervereine
(E. G. m. b. H.)
zu Berlin.

500 Mitglieder. Geschäftsanteil 200 ℳ, zahlbar in Monatsraten zu 3 ℳ. An- und Verkauf von Wertpapieren, Erledigung aller Geldangelegenheiten, Annahme von Depots, Spareinlagen zu 4 %, Darlehen zu 5 %. Gesamtumsatz 1904/05 666 752,95 ℳ.

Anmeldungen beim Geschäftsführer Herrn
C. A. Richter, NW. 40,
Kronprinzen-Ufer 5.

Dr. C. ERNST
Kunstanstalt für Kirchenschmuck
BERLIN W. 8,
Kronenstrasse 24.
Vom 1. April ab: W. 9, Köthenerstrasse 16.
Muster und Abbildungen kostenlos.

Deutscher, schreib' mit deutscher Stahlfeder!

Brause-Feder No. 112,
berühmte Bürofeder, hochelastisch und dauerhaft. Grs. M. 2.—. Zu beziehen durch die Schreibwarenhandlungen.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Freigemeindliche Predigervakanz.

Die Stelle des **Predigers** an der **freien religiösen (evangelischen) Gemeinde zu Königsberg i. Pr.** ist baldmöglichst neu zu besetzen mit einem Anfangsgehalt von **3000 Mk.**

Gefällige Meldungen bis **Ende März cr.** erbeten; etwaige Anfragen erledigt umgehend der zeitige Vorsteher

Dr. F. Rupp,
Königsberg i. Pr.,
Kalthöffsche Str. 27/28.
1. März 1906.

Gegründet 1826. **G. Herbert,** Gegründet 1826.
Berlin SW. 13, Alte Jakobstrasse 5.

Spezial-Geschäft mit eigenen Werkstätten für

evangel. Prediger-Ornate
(Talare von 16—65), Baretts von 5 Mk. an, Bäffchen von 40 Pf. etc.

evangel. Paramente
von den einfachsten bis zu den reichsten.

evangel. Ornamente
und vasa sacra in echt und unecht.
Kirchenteppiche, Kirchenkronen, kirchliche Ölgemälde, Oblaten mit Kruzifix à Mille 1,30 Mk.
Altar-Leuchter und Lichte etc.

Ehrende Zeugnisse hochgestellter Geistlichen, Konsistorien, Regierungen und Private. ○ ○ ○ ○ ○ **Proben, Preisverzeichnisse und Berechnungen kostenlos.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.